

THEORETISCHE PROBLEME DER
ICHPSYCHOLOGISCHEN DIAGNOSTIK

THEODORE BAURIEDL

1974



Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41554604_0020

Theoretische Probleme der Ichpsychologischen Diagnostik

Inaugural - Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der Philosophischen Fakultät
der Ludwig-Maximilians-Universität
zu München



vorgelegt von

Theodore Bauriedl aus München

1975

Referent: Prof. Dr. W.H. Butollo

Korreferent: PD Dr. A. Schöpf

Tag der mündlichen Prüfung: 19.12.1974



Druck: Print KG München

<u>Einleitung</u>	S. 7
1. <u>Definition und Begründung des Bezugsrahmens der vorliegenden Arbeit</u>	13
2. <u>Das Ich und seine Funktionen</u>	17
2. 1. <u>Unterschiedliche Definitionen des Begriffes "Ich"</u>	17
2. 1. 1. Die Entwicklung des Begriffes "Ich" bei Freud	17
2. 1. 2. Heinz Hartmanns Beiträge zur Ich-psychologie	28
2. 1. 3. David Rapaports theoretisches Modell des Ichs	40
2. 1. 4. Das Ich im "Grundmodell der Psychoanalyse" von J. Sandler und W.J. Joffe	49
2. 1. 5. Zusammenfassung	55
2. 2. <u>Die Funktionen und Fähigkeiten des Ichs</u>	57
2. 2. 1. Das Grundprinzip der synthetischen Funktion	57

2. 2. 2. Ein systematisches Konzept der Abwehrmechanismen?	S. 65
2. 2. 3. Das erweiterte Konzept der "Ich-mechanismen"	76
2. 2. 4. Probleme der Operationalisierung der Ichmechanismen	80
2. 2. 5. Zusammenfassung	87
3. <u>Primär- und Sekundärprozess</u>	89
3. 1. <u>Die theoretische Problematik dieser Konzepte</u>	89
3. 1. 1. Die triebenergetisch-dualistische Definition von Primär- und Sekundärprozeß	89
3. 1. 2. Der Begriff der Regression als Ausdruck der Beziehung zwischen Sekundär- und Primärprozeß	93
3. 1. 3. Ein Modell der dialektischen Betrachtung von Primär- und Sekundärprozeß	98
3. 1. 4. Zusammenfassung	107
3. 2. <u>Die Anwendung dieser Konzepte in der Diagnostik</u>	108
3. 2. 1. R.R. Holts Manual zur Erfassung des Primärprozesses im Rorschach	108

3. 2. 2. Kritische Beurteilung dieses Systems	S. 114
3. 2. 3. Die Relevanz des Konzepts "Regression im Dienste des "Ichs" für die Persön- lichkeitsdiagnostik	119
3. 2. 4. Zusammenfassung	129
4. <u>Das Unbewußte und die Ambivalenz</u>	132
4. 1. <u>Die Relevanz des topischen Gesichtspunkts</u>	132
4. 1. 1. Probleme der Erfassung des Unbewußten als des "eigentlich realen Psychischen" (Freud)	132
4. 1. 2. Eine neue Definition des Begriffes "unbewußt" und ihre Verwendung in der Diagnostik	138
4. 1. 3. Zusammenfassung	145
4. 2. <u>Die Diagnostik der Ambivalenz</u>	146
4. 2. 1. Psychometrie vs Intuition bei der Er- fassung von Erlebnisweisen	146
4. 2. 2. Die Erweiterung des Begriffs der Am- bivalenz auf den nicht-pathologischen Bereich des Erlebens	148

4. 2. 3. Die Erscheinungsformen gespaltener Ambivalenz	S. 152
4. 2. 4. Die nicht gespaltene Ambivalenz als Indiz für psychische Gesundheit	157
4. 2. 5. Zusammenfassung	162
5. <u>Der Psychoanalytische Symbolbegriff und seine Operationalisierung</u>	164
5. 1. <u>Psychoanalytische Symboltheorien</u>	164
5. 1. 1. Die "Ubiquität der Symbole" und die Zuordnung von Zeichen und Bezeichnetem	164
5. 1. 2. Entwurf einer Symboltheorie als Grund- lage eines diagnostischen Systems	176
5. 1. 3. Entsprechungen mit anderen theoretischen Ansätzen	192
5. 1. 4. Zusammenfassung	202
5. 2. <u>Probleme der Operationalisierung</u>	205
5. 2. 1. Postulate an eine adäquate Operatio- nalisierung des dargestellten theore- tischen Systems	205

5. 2. 2. Naturwissenschaftliche vs hermeneutische Methode	S.208
5. 2. 3. Spezifische Methoden und Schlußfolgerungen der Psychoanalyse	226
5. 2. 4. Zusammenfassung	235
Literaturverzeichnis	237

Einleitung

Die Definition des in dieser Arbeit untersuchten Gegenstandes "ichpsychologische Diagnostik" muß zunächst allgemeiner ausfallen, um sich im Lauf der Diskussion mehr und mehr zu präzisieren. Unter "Ichpsychologie" wird üblicherweise die von amerikanischen Psychoanalytikern (H. Hartmann, E. Kris, R.M. Löwenstein, D. Rapaport, E.H. Erikson, G.S. Klein, R.R. Holt) vorgelegte Fortentwicklung der klassischen psychoanalytischen Theorie verstanden, die aus den Bemühungen um eine Annäherung der Psychoanalyse an die akademische Psychologie entstand. In Abhebung von der vorwiegend triebtheoretisch formulierten "Es-Psychologie" des frühen Freud, befaßt sich die "Ichpsychologie" vor allem mit den Kontroll- und Anpassungsmechanismen des Individuums in der Auseinandersetzung der eigenen Bedürfnisse mit den Gegebenheiten der Umwelt. Eine "ich-psychologische Diagnostik" hat deshalb die Aufgabe, die spezifischen Formen solcher Mechanismen darzustellen, d.h. aber Methoden zu ihrer Operationalisierung zu entwickeln.

Die Relevanz einer solchen Diagnostik mag zunächst gering erscheinen, verzichten doch die meisten Psychoanalytiker vor Aufnahme einer Behandlung auf eine eingehende diagnostische Untersuchung mit der Begründung, Indikation und Prognose in

einem Erstgespräch ausreichend abschätzen zu können. Die Eigentümlichkeiten der psychischen Struktur eines Patienten werden ihnen im Lauf der Analyse besser bekannt als durch eine - wie sie mit Recht anführen - oft unzureichende Diagnostik von Psychologen ohne psychoanalytische Ausbildung. Im Zusammenhang mit anderen therapeutischen Verfahren erscheint tiefenpsychologische Diagnostik gänzlich sinnlos, ja sie wird wegen dem ihr anhaftenden Mangel an Quantifizierbarkeit von Seiten der akademischen Psychologie häufig als unexaktes, weil "intuitives" Verfahren abgelehnt. Vor allem vom behavioristischen Standpunkt aus wird zunehmend das Urteil der "Unwissenschaftlichkeit" über sie gesprochen, da es aus diesem Gesichtswinkel so aussieht, als gehe durch die Einbeziehung der Person des Diagnostikers in den diagnostischen Prozeß zu viel an methodischer Exaktheit verloren.

Angesichts der beschriebenen Tendenzen, tiefenpsychologische Diagnostik als überflüssig oder unwissenschaftlich anzusehen, bedarf es einer Begründung dafür, daß in der vorliegenden Arbeit dieses scheinbar veraltete Verfahren zum zentralen Forschungsgegenstand erhoben wird. Die Relevanz der ichpsychologischen Diagnostik, wie sie im folgenden erarbeitet werden soll, ist im theoretischen und praktischen Bereich nachzuweisen.

Theoretisch stellt die ichpsychologische Diagnostik eine Erweiterung der psychoanalytischen Forschungsmöglichkeiten dar, die die Beschränkung auf die therapeutische Situation verläßt. Obwohl auch in der diagnostischen Situation nicht von der Person des Diagnostikers abgesehen werden kann, bietet sich hier doch durch die Hereinnahme spezifischer Verfahren und Hilfsmittel eine nicht zu unterschätzende Möglichkeit, psychoanalytische Begriffe zu präzisieren und damit einer Überprüfung und Differenzierung zuzuführen.

Mit dem Verlassen der therapeutischen Situation als alleiniger Quelle psychoanalytischer Erkenntnisse geht die Erweiterung des Bezugsrahmens von pathologischen Erscheinungsbildern auf den Gesamtbereich psychischer Phänomene einher. Hier liegt auch der meiner Ansicht nach für die zukünftige Entwicklung der psychologischen Forschung äußerst relevante Verbindungspunkt zwischen Psychopathologie und "Normalpsychologie" oder Psychoanalyse und akademischer Psychologie. Da die Psychoanalyse in der - meist metaphorischen - Beschreibung von Erlebniskategorien schon einen verhältnismäßig langen Weg wissenschaftlicher Entwicklung zurückgelegt hat, kann sie im Rahmen der Erforschung von Prozessen der Verhaltenssteuerung einen wesentlichen Beitrag leisten, der allerdings ein Transzendieren positivistischer Anschauungen in der akademischen Psychologie bedingen würde. Eine der Hauptintentionen dieser Arbeit besteht deshalb in

dem Versuch nachzuweisen, daß die komplexere Betrachtungsweise der Psychoanalyse, die Erweiterung der diagnostisch beobachteten Kategorien von der "objektiven" Verhaltensbeobachtung und -messung auf das Gebiet der bewußten und unbewußten Erlebnisweisen, einen solchen Zuwachs an relevanten Informationen bringt, daß es sich wegen der erhöhten Exaktheit der so gewonnenen praktisch-diagnostischen Aussagen lohnt, den zunächst unübersichtlich und beschwerlich erscheinenden Weg der wissenschaftlichen Erforschung dieser Prozesse zu beschreiten.

Die praktische Relevanz einer wissenschaftlichen Untersuchung der Grundprobleme ichpsychologischer Diagnostik ist unschwer erkennbar. Gerade in den letzten Jahren ist eine deutliche Zunahme von Untersuchungen zu Fragen der Indikation und Prognose bei Psychotherapie sowie im Rahmen der vergleichenden Therapieforschung zu beobachten. All diese Untersuchungen haben sich mit dem Problem auseinander zu setzen, wie Therapieerfolg gemessen werden kann. Es fehlt an der theoretischen Konzeption und an der operationalen Definition entsprechender Kategorien. Die Psychodiagnostik kann die ihr hier zufallende Aufgabe bisher nur sehr unzureichend erfüllen. Zwei extreme theoretische Positionen, die "exakte" Messung von Verhaltenseinheiten, die weitgehend durch das Meßinstrument definiert werden, und die "unexakte" Einschätzung unscharf definierter Kategorien, stehen sich diesseits und jenseits einer unüberbrückbar erscheinenden Kluft

gegenüber.

Diese Überlegung führt uns zu einem weiteren Ziel der vorliegenden Arbeit: die Erstellung eines theoretischen Rahmens, innerhalb dessen die "klinische Urteilsbildung" wissenschaftlich untersucht und einer besseren Kontrollierbarkeit zugeführt werden kann. Es ist allgemein bekannt, daß die Urteilsbildung des praktischen Diagnostikers weitgehend von seinem "klinischen Blick" bestimmt wird und bestimmt werden muß (11). Die einerseits hoch geschätzte, andererseits als unwissenschaftlich abgelehnte klinische Erfahrung oder "Intuition" soll wegen ihrer großen praktischen Relevanz zu einem wesentlichen Gegenstand der Untersuchung gemacht werden. Für dieses Vorhaben bieten sich die von der Psychoanalyse unter den Begriffen der Übertragung und Gegenübertragung entwickelten Vorstellungen über die erlebnismäßige Interaktion zwischen Therapeut und Patient an, die auf das Verhältnis zwischen Diagnostiker und Proband übertragen werden sollen.

Eine letzte Begründung für die Relevanz der vorliegenden Fragestellung kann in der Anwendungsbreite der tiefenpsychologischen Persönlichkeitsdiagnostik und in dem mit ihrer Ausübung verbundenen hohen Maß an Verantwortung gesehen werden. Wenn wir uns einerseits die Reichweite der auf psychologischen Persönlichkeitsbeurteilungen basierenden Entscheidungen im Bereich der Indikationsstellung zur Psychothera-

pie, der Pädagogik und vor allem der forensischen Begutachtung vor Augen führen und andererseits wissen, von welchem Unsicherheitsgrad diese Beurteilungen aus verschiedenen Gründen belastet sind, kann uns eine Bemühung um verbesserte theoretische Präzision und methodische Exaktheit auf diesem Gebiet nur sinnvoll erscheinen.

Die in dieser Arbeit dargestellten theoretischen Probleme der ichpsychologischen Diagnostik wurden mir in den letzten Jahren bei der Durchführung meiner Seminare über projektive Verfahren deutlich. In der gemeinsamen Reflexion der Unsicherheiten des diagnostischen Schließens kehrten gewisse Fragestellungen und Probleme immer wieder. Sie betrafen vorwiegend den theoretischen Hintergrund der Psychoanalyse und die spezifische Interaktion im diagnostischen Prozeß.

Ich hoffe, durch die vorliegende Arbeit einen Beitrag zur Klärung dieser Probleme geleistet zu haben, wenn auch wegen der Schwierigkeit des Gegenstandes das ursprünglich ins Auge gefaßte Ziel - die Erstellung eines sowohl theoretisch einwandfrei funktierten als auch praktisch ohne Schwierigkeiten anwendbaren diagnostischen Schemas - nicht erreicht werden konnte. Die Begründung dafür, warum dieses Ziel einer "objektiven", vom Diagnostiker unabhängigen, psychoanalytischen Diagnostik nicht zu erreichen war, ist ein wesentlicher Teil der Arbeit.

1. Definition und Begründung des Bezugsrahmens der vorliegenden Arbeit.

In den letzten Jahrzehnten ist eine allgemeine Tendenz zu beobachten, sich von den Problemen der theoretischen Voraussetzungen der in der praktischen Diagnostik verwendeten Begriffe abzuwenden und vor- dringlich auf die Exaktheit der Quantifizierung hin- zuarbeiten. Für die Psychodiagnostik traten damit statistische und testtheoretische Fragen in den Vordergrund. Das W i e des Messens wurde bedeut- samer als das W a s. In komplizierten statisti- schen Bemühungen um eine mathematische Approxima- tion an die Gegebenheiten des menschlichen Verhal- tens manifestierte sich ein großer Teil der mit der Quantifizierung psychischer Vorgänge und Eigenschaf- ten verbundenen Probleme. Die Erkenntnis, daß diese Probleme nicht alleine durch die Entwicklung immer besserer Verfahren zur Beseitigung oder Berechnung von Meßfehlern gelöst werden können, trat eher in den Hintergrund.

In einer Arbeit über die wissenschaftstheoretischen Probleme der klinisch-psychoanalytischen Forschung wiesen H. Thomä und H. Kächele kürzlich auf die Notwendigkeit der begrifflichen Präzisierung als Voraussetzung verifizierender oder falsifizierender Studien hin (162, S. 231). Gerade im Bereich psy- choanalytischer Konstrukte, die ihre Entstehung der Kreativität einzelner, klinisch arbeitender Forscher verdanken, besteht eine große Unsicherheit

über begriffliche Definitionen und wissenschaftstheoretische Bezugssysteme. Adäquate Überprüfungsmethoden oder auch nur eine ausreichende Sicherheit und Eindeutigkeit in der praktischen Handhabung dieser Konstrukte im diagnostischen Bereich sind dadurch kaum gegeben.

Ich bin allerdings mit G.S. Klein (97) der Ansicht, daß die Verbesserung der Anwendbarkeit psychoanalytischer Konzepte nicht nur durch sorgfältige Säuberung der theoretischen Logik erreicht werden kann. Es sind, so schreibt Klein, vor allem bessere Strategien der Datenanalyse im ursprünglichen Kontext (therapeutische Situation) und bessere Beobachtungsinstrumente zu entwickeln. Doch betont auch er die Unentbehrlichkeit der Theorie für die diagnostische Forschung. Wie R. Schafer und R.R. Holt kehrte auch G.S. Klein aus diesem Grund immer wieder zu den Problemen der psychoanalytischen Theorie zurück, in der Absicht, Hypothesen für diagnostische Experimente aus ihr abzuleiten oder sie auf Grund experimenteller Ergebnisse zu differenzieren.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen werden Ziel und Methode der vorliegenden Arbeit verständlich: die Entwicklung eines diagnostischen Systems als Bindeglied zwischen der psychoanalytischen Theorie und ihrer Anwendung im Bereich der Diagnostik. Zur Erreichung dieses Zieles mußte einerseits die Theorie daraufhin untersucht werden, inwieweit sie Konzepte enthält, die sich als Grundlage für ein sol-

ches System eignen - wobei es sich herausstellte, daß es sich der Beobachtbarkeit wegen vorwiegend um klinische, weniger um metapsychologische Konzepte handelt. Andererseits mußte wegen der praktischen Relevanz immer wieder von den Problemen und Fragestellungen der diagnostischen Tätigkeit ausgegangen werden. Trotzdem konnte auf die Vielfalt der spezifischen Probleme einzelner diagnostischer Verfahren hier nicht eingegangen werden. Die Arbeit beschränkt sich auf den Versuch der Darstellung und Klärung von Schwierigkeiten der interpersonellen Wahrnehmung (Psychodiagnostik) und der Formulierung dieser Wahrnehmung im theoretischen System der Ichpsychologie, Schwierigkeiten, die bei allen projektiven Verfahren und auch in der Situation der tiefenpsychologischen Exploration und Anamneseerhebung auftreten.

Diese Aufzählung ist jedoch nicht so zu verstehen, daß die beschriebenen Phänomene etwa in der Situation einer lerntheoretisch orientierten Verhaltensanalyse nicht aufträten. Der hier angebotene theoretische Rahmen soll vielmehr durch seine Übertragbarkeit in andere Situationen auch zur mutuellen Bereicherung und Auseinandersetzung der verschiedenen diagnostischen Standpunkte beitragen.

Der Beitrag der Psychoanalyse zur Erforschung der interpersonellen Wahrnehmung besteht vor allem in der Berücksichtigung "unbewußter" Prozesse (dieser

Begriff war deshalb in dieser Arbeit zu untersuchen) und damit in der Möglichkeit, das von außen registrierbare Verhalten in ein umfassenderes System der Determinierung einzubauen. Die auch im lern-theoretischen Ansatz zunehmend an Bedeutung gewinnende Funktionsanalyse von Verhaltenseinheiten erscheint im psychoanalytischen Rahmen als funktionelle Beziehungsanalyse. Kennzeichnend für diese Methode ist die Einbeziehung "irrationaler" Prozesse, zu deren Erfassung die Psychoanalyse eine eigene theoretische Sprache entwickelt hat. Diese Sprache hat stark metaphorischen Charakter, da sie Kategorien von Sinn und Bedeutung der Verhaltensweisen erfassen muß. Wegen dieser Eigenschaft wird sie häufig als unwissenschaftlich abgelehnt, was nur dann möglich sein kann, wenn Wissenschaftlichkeit mit Rationalität gleichgesetzt wird. Wird dagegen Wissenschaft als Bemühen gesehen, einen Gegenstand möglichst adäquat zu erfassen, dann dürfen meiner Ansicht nach in der Psychologie Prozesse und Beziehungen, die den Gesetzen der anschaulichen Logik folgen und deshalb von den Methoden der begrifflichen Logik nicht erreicht werden können, nicht ausgeschlossen werden. Dem Versuch, einen präziseren Blick auf diese Vorgänge zu bekommen, dient der hier vorgelegte Entwurf eines diagnostischen Systems auf symboltheoretischer Grundlage.

2. Das Ich und seine Funktionen

2. 1. Unterschiedliche Definitionen des Begriffes "Ich"

2. 1. 1. Die Entwicklung des Begriffes "Ich" bei Freud

Die Definition des Gegenstandes der ichpsychologischen Diagnostik, des "Ich", erscheint dem innerhalb des psychoanalytischen Bezugsrahmens ausgebildeten Diagnostiker meist allzu eindeutig. Im Lauf der praktischen Tätigkeit tritt für ihn das Problembewußtsein bald hinter pragmatische Fragestellungen zurück. Er vergißt dabei leicht, daß das von der Psychoanalyse beschriebene Ich nicht nur durch die verschiedenen psychoanalytischen Schulen und Autoren sondern auch durch den einzelnen Diagnostiker eine jeweils eigene Bestimmung erfährt.

Die unterschiedlichen Definitionen des Begriffes "Ich" stehen in engem Zusammenhang mit der Entwicklung der psychoanalytischen Theorie. In den frühen Schriften Freuds wird der Terminus "Ich", dem damaligen Stand der Psychoanalyse entsprechend, in den verschiedensten Bedeutungen gebraucht: Er bezeichnet das Subjekt des Erlebens im Gegensatz zu den Objekten. Er dient zur Abgrenzung der eigenen Person gegen andere. Gelegentlich werden ihm bestimmte Funktionen, wie etwa die der Traumzensur oder des

Zugangs zu Bewußtsein und Mobilität zugeschrieben (46). Das Ich steht auch oft für das, was Freud damals den "seelischen Apparat" nannte. In seiner heute am häufigsten verwendeten Bedeutung, als Instanz im Strukturmodell, wird es von Freud erst 1922 (48) definiert.

Von seinen ersten psychologischen Arbeiten an ging es Freud um die psychodynamische Erfassung der Gesamtpersönlichkeit und damit eigentlich um das Ich (32). In seinem "Entwurf einer Psychologie" 1895 (34) definierte er diese psychische Gesamtpersönlichkeit als neurophysiologischen Regulationsmechanismus mit der Funktion, die "Erregungssumme konstant zu halten" (später: Abwehrfunktion) und "die äußere Quantität in Qualität zu verwandeln" (später: Affektentstehung im Ich). Die von der allgemeinen Psychologie beschriebenen Prozesse des Denkens, Lernens, Wahrnehmens, Urteilens, sowie die Phänomene des Traumes, des Primär- und Sekundärvorganges versuchte er damals auf neurophysiologischer Basis zu erklären.

Als er jedoch die "Absicht ... psychische Vorgänge darzustellen als quantitativ bestimmte Zustände aufzeigbarer materieller Teile, und sie damit anschaulich und widerspruchsfrei zu machen" (34, S. 305) aufgeben mußte, verließ er auch weitgehend die neurophysiologische Ausdrucksweise. Sie blieb nur noch eine Metapher für psychische Phänomene unter anderen möglichen Metaphern, die er später als metapsycho-

logische Gesichtspunkte definierte.

Der für die Psychoanalyse charakteristische Übergang vom neurophysiologisch-mechanistischen Denken zum eigentlich psychologischen mit Einbeziehung unbewußter Erlebnisinhalte ist gekennzeichnet durch die Einführung des topischen Modells bei Freud. Existenz und Nachweis unbewußter Anteile der psychischen Persönlichkeit wurden für Freud so wichtig, daß er die Qualitäten "bewußt" und "unbewußt" als Kriterien für die theoretische Einteilung der Gesamtpersönlichkeit heranzog (45). Freuds Persönlichkeitsmodell, in der neurophysiologischen Betrachtungsweise noch als einheitlicher Mechanismus dargestellt, beinhaltet jetzt zwei Regionen oder Systeme, deren Bezeichnungen als "System Bw (Vbw)" und "System Ubw" gleichzeitig qualitative Deskriptionen psychischer Prozesse oder Inhalte sind. Freud selbst beklagt die "Zweideutigkeit ... , daß wir die Worte bewußt und unbewußt bald im deskriptiven Sinne gebrauchen, bald im systematischen, wo sie dann Zugehörigkeit zu bestimmten Systemen und Begabung mit gewissen Eigenschaften bedeuten." (45, S. 271).

Die sich stets wandelnden Vorstellungen vom "Ich" finden sich in diesem System wohl am ehesten im Begriff des Zensors repräsentiert, der den Zugang zum Bewußtsein beherrscht. In nie ganz geklärter Weise überlagern sich in diesem topisch-dynamischen Modell zwei dualistische Konzepte: Einerseits stehen sich Zensor und die zum Bewußtsein drängenden Inhalte ge-

genüber, andererseits die Systeme "Bw" und "Ubw". Daß die beiden Konzepte nicht identisch sind, geht u.a. daraus hervor, daß die Zensur metaporisch der "Strahlenbrechung beim Übergang in ein neues Medium" (46, S. 579) gleichgesetzt wird. Die beiden Medien wären die Systeme Bw und Ubw, die ihrerseits aber schon 1900 (46, S. 578) nicht mehr als Lokalitäten aufgefaßt werden. Mit Ersetzung des topischen durch den dynamisch-ökonomischen Gesichtspunkt stellte sich Freud die Entstehung der Qualitäten bewußt und unbewußt vielmehr unter dem Modell der Besetzung mit bzw. des Rückzugs von psychischer Energie vor.

Aus all diesen eher vorläufigen Konzeptionen des psychoanalytischen Persönlichkeitsmodells entwickelten sich 1922 (48) die heute allgemein gebräuchlichen Vorstellungen vom Ich als Instanz im Strukturmodell. Die früheren Vorstellungen wurden damit nicht einfach aufgehoben. Sie gingen in jeden neuen Versuch, psychische Prozesse modellhaft darzustellen, differenzierend mit ein. So greift Freud in "Das Ich und das Es" (48, S. 243) seinen früheren Gedanken des Ich als Regulationsmechanismus wieder auf. Er nennt es jetzt eine "zusammenhängende Organisation der seelischen Vorgänge in einer Person" und beschreibt die Funktionen dieser Organisation - im Gegensatz zum neurophysiologischen Modell - jetzt in psychologischen Kategorien: Zugang zu Bewußtsein und Motilität, Kontrolle über alle Partialvorgänge, Traumzensur und Verdrängung.

Auch das topische und das strukturelle Modell hängen einerseits zusammen, andererseits sind sie nicht miteinander vereinbar, da in das strukturelle Modell Überlegungen eingingen, die es im Vergleich zum topischen als den abzubildenden Gegebenheiten adäquater erscheinen ließen. Sie hängen insofern zusammen, als z.B. gesagt wird, daß das Ich durch Verdrängung psychische Inhalte vom Bewußtsein ausschließt, sie zu unbewußten macht, die dann dem Es angehörend vorgestellt werden können. Dieser Mechanismus der Verdrängung selbst ist aber unbewußt und gehört doch dem Ich an. Wir sehen hier die außerordentliche Komplexität der Betrachtungsweisen, die für denjenigen verwirrend erscheint, der sich nicht die Mühe macht, sie aus ihrer historischen Entwicklung heraus zu verstehen.

Freuds ständige Bemühungen um ein eindeutiges Modell werden sichtbar, wenn er die Notwendigkeit der Einführung des Strukturmodells erläutert: "Wir haben im Ich selbst etwas gefunden, was auch unbewußt ist, sich gerade so benimmt wie das Verdrängte, das heißt, starke Wirkungen äußert, ohne selbst bewußt zu werden, und zu dessen Bewußtmachung es einer besonderen Arbeit bedarf. Die Folge dieser Erfahrung für die analytische Praxis ist, daß wir in unendlich viele Undeutlichkeiten und Schwierigkeiten geraten, wenn wir an unserer gewohnten Ausdrucksweise festhalten und z.B. die Neurose auf einen Konflikt zwischen dem Bw und dem Ubw zurückführen wollen. Wir müssen für diesen Gegensatz aus unserer Einsicht in die struk-

turellen Verhältnisse des Seelenlebens einen anderen einsetzen: den zwischen dem zusammenhängenden Ich und dem von ihm abgespaltenen Verdrängten." (48, S. 244).

Noch in seiner letzten Arbeit (59, S. 26 f) weist Freud auf das ungelöste Problem hin, daß seine beiden Modelle der psychischen Persönlichkeit nicht zur Deckung gebracht werden können: "Wenn wir uns aber zur topischen Zerlegung des psychischen Apparates in Ich und Es mit der die Unterscheidung der Qualität nur als ein Anzeichen des Unterschieds, nicht als das Wesen desselben, gelten lassen, worin besteht dann die eigentliche Natur des Zustandes, der sich im Es durch die Qualität des Unbewußten, im Ich durch die des Vorbewußten verrät, und worin liegt der Unterschied zwischen beiden?" (59, S. 29).

In beiden Modellen gleichgeblieben ist die Grundannahme eines Konflikts und jeweils zweier Instanzen, die diesen Konflikt miteinander austragen. Auch das Strukturmodell bildet in seiner metaphorischen Personifizierung der einzelnen Teilstrukturen ein dualistisches Konzept äußerer Objektbeziehungen nach. Wenn wir die von Freud beschriebenen Auseinandersetzungen zwischen Es und Ich einerseits und zwischen Ich und Überich bzw. Ichideal oder äußerer Realität andererseits genau betrachten, finden wir immer wieder das gleiche Konfliktmodell: divergierende Strebungen und Wünsche, die in den einzelnen

Instanzen lokalisiert werden, treffen aufeinander. Der Kampf wird beschrieben aus der Sicht der einen Instanz (Subjekt) auf die andere (Objekt), wobei diese Blickrichtung und damit Subjekt und Objekt in der Beschreibung wechseln können.

Dieses dualistische Konfliktmodell ist für lange Zeit Freuds Grundlage der dynamischen Betrachtungsweise. Eine Bewegung wird von ihm grundsätzlich erklärt als verursacht durch das Vorhandensein verschiedener Kräfte von unterschiedlicher Größe, die gegeneinander wirken. Daß ihm trotzdem letztlich die modellhafte Abbildung dynamischer Phänomene anhand des dualistischen Konzepts nicht ganz befriedigend gelingt, liegt einerseits an der Personifizierung der Einzelinstanzen, andererseits an der Ausgliederung bestimmter Impulse (des Es und Überich) aus dem Ich.

Durch die Personifizierung oder Anthropomorphisierung - so anschaulich und erlebnisnah sie auch ist - kommt in der Betrachtung des Ich doch wieder ein statisches Moment zum Zuge: das Ich wird zu einer Person mit ganz bestimmten Eigenschaften und Wünschen (z.B. in dem bekannten Bild des Reiters auf dem Pferd), Abhängigkeiten und Nöten. Gerade in der Beschreibung der "Abhängigkeiten des Ichs" sehen wir deutlich auch nach der Einführung dreier seelischer Instanzen das Ich als jeweils einen von zwei Partnern, die sich im Konflikt miteinander be-

finden: "Nach beiden Seiten hilflos, wehrt sich das Ich vergeblich gegen die Zumutungen des mörderischen Es wie gegen die Vorwürfe des strafenden Gewissens." (48, S. 277).

Wenn derart das Schwergewicht der Betrachtung auf dem Wohlergehen der einzelnen Instanzen liegt, müssen diese als mehr oder weniger festgefügte Strukturen aufgefaßt werden. Wir kommen so bei konsequenter Fortführung des dynamischen Grundprinzips in die Verlegenheit, wiederum Substrukturen im Es, Ich und Überich finden zu müssen, um deren Aktionen zu erklären. Dabei stoßen wir notwendigerweise auf eine unendliche Reihe von Ausprägungen immer des gleichen Problems: woher kommt der jeweils als Ursache der Bewegung gesetzte "Wille" einer solchen Struktureinheit?

Für Freud löste sich dieses Problem zu bestimmten Zeiten in der Annahme von Es- bzw Ich-Trieben, wodurch der fragliche Uranfang außerhalb des Bereichs der Psychologie lokalisiert wurde und damit für diese als nicht mehr hinterfragte Prämisse gelten konnte.

Neben der beschriebenen Problematik anthropomorphisierender Darstellungen psychischer Substrukturen stellt auch die damit einhergehende Ausgliederung von Es- und Überich-Impulsen eine Unschärfe des Konzepts dar. Im Rahmen einer "Ichpsychologie", die den Anspruch erhebt, eine Psychologie der Ge-

samtpersönlichkeit zu sein, müßten ja diese Impulse auch innerhalb des als Ich bezeichneten Gegenstandes lokalisiert werden. Ansätze dazu finden wir bei Freud, vor allem in seiner Arbeit "Hemmung, Symptom und Angst" (55), wo er die Vorstellung von drei in gleicher Weise personifizierten und strukturierten Instanzen etwas revidiert. Er beschreibt nun das Ich als eine Organisation im Gegensatz zum Es, das keine Struktur besitzt und weist darauf hin, daß die aus der Beobachtung pathologischer Phänomene entstandene Beschreibung des Ich als in ständigem Widerspruch zu Es und Überich stehend und von diesen abhängig irreführend sein könnte: "Der Anschein des Widerspruchs kommt daher, daß wir Abstraktionen zu starr nehmen und aus einem komplizierten Sachverhalt bald die eine, bald die andere Seite allein herausgreifen. Die Scheidung des Ichs vom Es scheint gerechtfertigt, sie wird uns durch bestimmte Verhältnisse aufgedrängt. Aber andererseits ist das Ich mit dem Es identisch, nur ein besonders differenzierter Anteil desselben. Stellen wir dieses Stück in Gedanken dem Ganzen gegenüber oder hat sich ein wirklicher Zwiespalt zwischen den beiden ergeben, so wird uns die Schwäche dieses Ichs offenbar. Bleibt das Ich aber mit dem Es verbunden, von ihm nicht unterscheidbar, so zeigt sich seine Stärke. Ähnlich ist das Verhältnis des Ichs zum Überich; für viele Situationen fließen uns die beiden zusammen, meistens können wir sie nur unterscheiden, wenn sich eine Spannung, ein Konflikt zwischen ihnen hergestellt hat. Für den Fall der Verdrängung wird die

Tatsache entscheidend, daß das Ich eine Organisation ist, das Es aber keine; das Ich ist eben der organisierte Anteil des Es." (55, S. 242)

Nach diesen Formulierungen wäre also ein gesundes bzw "starkes" Ich dadurch gekennzeichnet, daß sich in der Gesamtpersönlichkeit keine Konflikte zeigen, die auf Spannungen zwischen dem Ich (im engeren Sinne) und den von ihm dann abgespaltenen Instanzen Es und Überich zurückzuführen sind. Das Ich wäre in diesem Fall mit dem Es und Überich identisch. In Fortführung der hier zitierten Vorstellungen Freuds könnten wir uns diese beiden Instanzen dann eher als Spannungspole (die selbst keine Organisation oder Struktur aufweisen) vorstellen, zwischen denen sich das als "Ichprozesse"(vgl. 2.2.3.) definierte psychische Geschehen abspielt. Damit wäre die Personifizierung und theoretische Abspaltung von Substrukturen der psychischen Persönlichkeit nicht mehr nötig.

Diese Gedanken sind im Grunde genommen schon in Freuds Arbeit "Hemmung, Symptom und Angst" enthalten. Es ist interessant zu beobachten, wie das Ich im Laufe dieser Schrift zunehmend zum Austragungsort der Konflikte zwischen Es und Überich wird. Dabei verliert es den im dualistischen Konzept ihm zugeordneten Charakter der Antithese gegen die Triebwünsche einerseits und die Forderungen des Überich andererseits. Es wird zum Ort der Synthese im dialektischen Sinne, eine Vorstellung, die von Nunberg

weiter ausgeführt wurde (127). Kennzeichnend für diese Entwicklung ist etwa die Bemerkung: "Der Triebanspruch ist ja nicht an sich eine Gefahr, sondern nur darum, weil er eine richtige äußere Gefahr, die der Kastration mit sich bringt." (55, S. 269).

Durch die Lokalisierung der Affektentstehung, insbesondere der Angstentwicklung im Ich wird dessen Funktion weniger in der Triebabwehr als in der Angst- bzw. Gefahrvermeidung gesehen. Die Affekte werden zum Signal für den Einsatz der Abwehrmechanismen, mit deren Hilfe die Angst vermieden werden soll. Als primär triebfeindliche Instanz wird jetzt das Überich, der Repräsentant der triebeinschränkenden Umwelt betont.

Durch die Definition des Ich als Ort der Synthese wurde eine dialektisch-funktionale Konzeption gefunden, die als Grundlage für das hier zu entwickelnde diagnostische Modell sehr geeignet erscheint. Freilich befindet sich ein solches globales theoretisches Grundkonzept auf einem Abstraktionsniveau, das der sorgfältigen Konkretisierung und Differenzierung bedarf, um der in der Praxis des Diagnostikers auftretenden Komplexität psychischer Phänomene gerecht zu werden. Im folgenden soll untersucht werden, wohin solche Bemühungen um die weitere Differenzierung der theoretischen Konzeption des Ich bei Freuds Nachfolgern, insbesondere bei den "Ichpsychologen" im angelsächsischen Raum, geführt hat.

2. 1. 2. Heinz Hartmanns Beiträge zur Ichpsychologie

Ausgehend von der grundlegenden Arbeit Heinz Hartmanns "Ichpsychologie und Anpassungsproblem" 1939 (70) kamen in der neueren Ichpsychologie Gesichtspunkte hinzu, die die Definition des Ich noch einmal stark veränderten. Hartmann wollte in der psychoanalytischen Ichpsychologie den Grund für eine allgemeine Theorie des menschlichen Verhaltens, sowohl des normalen wie auch des abnormalen, legen und gleichzeitig Verbindungen herstellen von der Psychoanalyse zur akademischen Psychologie und zu den Nachbardisziplinen Biologie, Soziologie und Philosophie.

In Verfolgung dieses Zieles entwickelte Hartmann Vorstellungen und Begriffe, die die psychoanalytische Theorie nachhaltig beeinflussten. Am bedeutsamsten erscheint mir die Konzeption einer "konfliktfreien Sphäre des Ich". Er schreibt: "Die analytische Ichpsychologie war bisher ganz vorwiegend Konfliktpsychologie; die konfliktfreien Wege einer realitätsangepaßten Verarbeitung und Entwicklung sind demgegenüber in den Hintergrund getreten." (70, S.17) Und: "Nicht jede Auseinandersetzung mit der Umwelt, nicht jeder Lern- und Reifungsvorgang ist ein Konflikt. Es gehören also hierher auch die n i c h t k o n f l i k t u ö s e Entwicklung des Wahrnehmens, der Intention, der Dingauffassung, des Denkens, der Sprache, der Wiederholungsphänomene, der Produktion; die wohlbekannten Phasen motorischer Entwicklung,

das Greifen, das Kriechen, das Gehenlernen, und überall auch die Problematik der Reifungs- und Lernvorgänge und vieles andere." (70, S. 13)

Hartmann widerspricht also der oben beschriebenen Definition des Ich als Ort der ständig sich vollziehenden Synthese zwischen Triebwünschen und in der Realität vorgefundenen Befriedigungsmöglichkeiten. Die eben in dieser Definition erreichte Gesamtschau psychischer Prozesse macht er rückgängig, indem er sowohl im Ich als auch in der psychoanalytischen Theorie eine neue Dichotomie einführt: Es sei im Ich zu unterscheiden zwischen einer konflikthaften und einer konfliktfreien Sphäre. Entsprechend trennt er "Es-Psychologie" von "Ich-psychologie": "Es ist oft gesagt worden, daß die Ichpsychologie ein solches Feld breitetester Begegnung mit außeranalytischem psychologischem Wissen darstellt - während die Psychologie des Es immer ein Reservat der Psychoanalyse gewesen und es auch geblieben ist." (70, S. 11)

Die aus diesen theoretischen Annahmen oft abgeleiteten Folgerungen für die ichpsychologische Diagnostik sind so schwerwiegend, daß eine eingehende Auseinandersetzung mit Hartmanns Ichpsychologie nötig erscheint.

Zur Trennung zwischen konflikthafter und konfliktfreier Sphäre ist zu sagen, daß Hartmann unter "konfliktfreier Sphäre" nicht irgendeine seelische Provinz ... (versteht), deren Entwicklung von Konflikten

grundsätzlich verschont bleiben müßte. Gemeint sind vielmehr jene Vorgänge, s o w e i t sie beim einzelnen Menschen empirisch außerhalb der psychischen Konfliktsphäre bleiben." (70, S. 14; Hervorhebung von mir). Für den Diagnostiker, der auf dieses Modell zurückgreifen möchte, ergibt sich sofort die Frage nach der empirischen Feststellbarkeit dieses Verschontbleibens von Konflikten. Er findet aber bei Hartmann weder auf diese Frage eine Antwort noch auf die andere, wie die Zugehörigkeit einer Ichfunktion zur konfliktfreien Sphäre im Sinne der sekundären Autonomie festzustellen sei.

Da Hartmann aber möglichst konfliktfreie, d.h. im Dienst der Anpassung stehende Ichfunktionen als Kriterien für "psychische Gesundheit" bzw "Ichstärke" anführt (71), wird dieses Problem zu einem der wichtigsten für den Diagnostiker, der Hartmanns theoretische Grundlagen akzeptiert.

Die Ausgliederung einer konfliktfreien Sphäre erscheint nicht nur schwer zu verifizieren. Sie ist auch im Rahmen einer dialektisch verstandenen psychoanalytischen Theorie unlogisch. Wenn wir mit dem späten Freud das Ich als Spannungsfeld zwischen Triebwünschen und Realität auffassen, so sehen wir deutlich, daß jeder Konflikt innerhalb dieses Feldes aus Gründen der Anpassung (nach innen und außen) entsteht. Es ist also nicht sinnvoll, hier eine Alternative zwischen Konflikt und Anpassung einzuführen - es sei denn man nehme wie Hartmann eine Ideali-

sierung des Anpassungsbegriffes vor, indem man der Konfliktfreiheit als Wert eine besondere Stellung einräumt. Für ihn ist das konflikthafte Geschehen ein Störfaktor der "gesunden Entwicklung", der durch das Eintreten nicht "typisch zu erwartender" Umweltsbedingungen zustande kommt (70, S. 35). Solche wertenden Tendenzen innerhalb einer Theorie oder eines diagnostischen Systems führen aber unweigerlich zu der mit Recht in den letzten Jahren häufig angeprangerten "Stigmatisierung des Patienten in der Psychopathologie" (93). Allzu schnell sind wir "Fachleute" dann auch bereit, "Menschen mit Konflikten" von solchen zu trennen, die - wie wir selbst - keine Konflikte haben und deswegen "normal" sind.

Vielleicht werden uns Hartmanns Intentionen deutlicher, wenn wir uns vor Augen führen, was er unter Konflikt und unter Konfliktfreiheit theoretisch versteht. Für sein Konzept des Konflikts bringt er einen bildlichen Vergleich: "Man kann die Entwicklung des Ichs durch jene Konflikte beschreiben, die es im Kampfe mit Es und Überich zu lösen hat; man kann auch die Konflikte mit der Außenwelt einbeziehen und es so in einem Dreifrontenkrieg verfolgen. So wie es ... zur Beschreibung eines Landes, einer Nation, eines Staates gehört, daß man seine Grenzen angibt und die kriegerischen Verwicklungen mit den Nachbarvölkern oder -staaten darstellt Man kann aber auch die friedliche Entwicklung der Bevölkerung, ihre Wirtschaft, ihre soziale Struktur, ihre Verwaltung usw zum Gegenstand nehmen und auch den fried-

lichen Grenzverkehr." (70, S. 16)

Der Begriff "Konflikt" erfährt durch Hartmann also eine enge Definition, im Sinne von "pathologischer Konflikt" oder "Ungleichgewicht zwischen Triebwünschen und Realität" ("kriegerische Verwicklungen mit den Nachbarvölkern"). Ihm gegenübergestellt wird die Reifung der primär-autonomen Ichfunktionen ("friedliche Entwicklung der Bevölkerung") und die Tätigkeit der sekundär-autonomen Ichfunktionen im Dienste der Anpassung ("friedlicher Grenzverkehr").

Auf den ersten Blick erscheint eine solche enge Definition dessen, was als Konflikt bezeichnet wird, verlockend. Fände man Methoden zur Operationalisierung dieses Konzepts, so könnte man verhältnismäßig leicht zwischen psychischer Gesundheit und Krankheit unterscheiden. Es erhebt sich nur die Frage, ob nicht durch diese, auf den pathologischen Bereich beschränkte Begriffsbestimmung des Konfliktes, mit der eine ebenso enge Definition des Begriffes Abwehr einhergeht, gerade die Verbindung zwischen Psychopathologie und "Normalpsychologie" verlorengeht, die Hartmann herstellen wollte. Wir finden bei ihm denn auch keine Hinweise über den Zusammenhang und eventuelle Übergänge zwischen "pathologischen" und "normalen" psychischen Prozessen, wie sie Freud von Anfang an aufgezeigt hatte.

Die Verbindung einer Wissenschaft mit ihren Nachbar-

disziplinen im Sinne einer Fortentwicklung kann eben nicht - wie Hartmann das versuchte - durch Addition geschehen. Auch in der Entwicklung der Wissenschaften geht jede neue Entwicklungsstufe aus der vorangehenden durch Differenzierung hervor. Um die Psychoanalyse aus ihrem Ghetto-Dasein zu befreien, hätte Hartmann, wie Fürstenau mit Recht schreibt (60, S. 50), "die psychoanalytische Theorie durch Uminterpretation von Ergebnissen der akademischen Psychologie ... erweitern" müssen. Stattdessen wurde aus seiner als "Ichpsychologie" bezeichneten Theorie unversehens - in Anpassung an die akademische Psychologie - eine "Anpassungspsychologie", die die dynamischen Grundprinzipien der Psychoanalyse weitgehend verlassen hat.

Abgesehen von den bisher gezeigten - wohl auch historisch erklärbaren (60, S. 50) - Einseitigkeiten in der von Hartmann vertretenen neueren Ichpsychologie brachte sein Beitrag über die primär-autonomen Ichstrukturen doch eine wichtige Klärung und Anregung zur Ausarbeitung des Freudschen Konzepts der konstitutionellen Faktoren. Freud nahm solche Faktoren als Determinanten psychischer Prozesse an, wenn er schreibt: "Die Verursachung aller Gestaltungen des menschlichen Seelenlebens ist ja in der Wechselwirkung von mitgebrachten Dispositionen und akzidentellen Erlebnissen zu suchen" und "was die Konstitution des einen noch bewältigen kann, mag für den anderen eine allzu schwere Aufgabe sein." (59, S. 56)

Die Frage von Disposition und Konstitution gerät in einer psychologischen Theorie, die sich vor allem mit der Erforschung der ontogenetischen Sozialisation befaßt, leicht aus dem Blickfeld. Auch Freud beschäftigte sich nur am Rande mit hereditären Faktoren. Obwohl er immer wieder allgemein auf die konstitutionellen Bedingungen der psychischen Entwicklung hinwies, kam er doch nie soweit, ein klares Konzept darüber zu entwickeln, wie diese "Anlagen" in den Sozialisationsprozeß eingehen. Gelegentlich spricht er von "konstitutiver Ambivalenz" (47, S. 444) oder "regulärer Ambivalenz, die wir in der konstitutionellen Anlage zur Neurose so oft verstärkt finden" (48, S. 270). Es wird aber nie deutlich, wie er sich deren Einfluß auf den Verlauf der individuellen Entwicklung vorstellt.

Die von der Verhaltensforschung im tierischen Bereich als AAM (angeborene Auslösemechanismen) (114, S. 299) bezeichneten, bei der Geburt vorhandenen psychischen und somatischen "Apparate" oder Organe mit ihren spezifischen Reizschwellen und Reaktionsmustern sind im Bereich der Humanpsychologie natürlich wesentlich schwieriger zu erfassen, da sie sich weniger stereotyp manifestieren und das Verhalten des Individuums weniger beeinflussen. Trotzdem handelt es sich dabei um Prozeßstrukturen, deren Anteil am diagnostisch beobachtbaren Verhalten (im weitesten Sinn) nicht unterschätzt werden darf.

Freud lokalisierte diese wohl am besten als "Prästrukturen des Ich" zu bezeichnenden konstitutionellen Faktoren im Es. Ihre Genese beschreibt er so: "Die Erlebnisse des Ichs scheinen zunächst für die Erbschaft verloren zu gehen, wenn sie sich aber häufig und stark genug bei vielen generationsweise aufeinanderfolgenden Individuen wiederholen, setzen sie sich sozusagen in Erlebnisse des Es um, deren Eindrücke durch Vererbung festgehalten werden. Somit beherbergt das erbliche Es in sich die Reste ungezählt vieler Ich-Existenzen, und wenn das Ich sein Überich aus dem Es schöpft, bringt es vielleicht nur ältere Ichgestaltungen wieder zum Vorschein, schafft ihnen eine Auferstehung". (48, S. 267)

Von der Grundvorstellung des Ich als Spannungsfeld zwischen Es und Überich her scheint diese Lokalisation der "Prästrukturen des Ich" im Es nicht sehr sinnvoll. Es finden sich nämlich dann in einer Struktureinheit (Es) sowohl diese hereditären Reaktionsmuster als auch die Triebwünsche und schließlich das durch Verdrängung vom Ich ausgeschlossene Material. Um der begrifflichen Klarheit willen müßte man sich hier wohl für eine Vorstellung entscheiden und dann mit Hartmann die von ihm als "primär-autonome Ichstrukturen" bezeichneten Mechanismen innerhalb des Ichs sehen. Hartmann schreibt: "Übrigens ist auch das neugeborene Menschenkind insofern kein reines Triebwesen, als ihm objektiv zweckmäßig funktionierende Apparatstrukturen angeboren sind (Wahr-

nehmung, Schutzmechanismen), die einen Teil der Funktionen besorgen, welche wir in der Periode nach der Trennung des Ichs vom Es dem Ich zuordnen müssen. Es gibt Angepaßtsein bevor es intendierte Vorgänge des Sichanpassens gibt! (70, S. 44)

Es hat jedoch m.E. wenig Sinn, mit Hartmann die primären Ichstrukturen als autonom zu bezeichnen. In Bezug auf die Dialektik der persönlichen Entwicklung des jeweils betrachteten Individuums sind sie selbstverständlich "präkonfliktuell". Die Erbanlagen, also die bei Geburt vorhandenen Prästrukturen des Ich, sind aber ihrerseits phylogenetisch im Konflikt zwischen Triebwünschen und Umwelt entstanden. Wenn man die aktuellen Ichprozesse grundsätzlich als ständige Synthese (Konfliktlösung) der Spannung zwischen Bedürfnis (im weitesten Sinn) und Realisationsmöglichkeit konzipieren will, ist es günstiger, für alle Ichstrukturen, die diese Synthese ermöglichen, ein gemeinsames genetisches Prinzip anzunehmen. Andernfalls wird - wie schon erwähnt - das Zusammenspiel zwischen sog. "autonomen" und "konflikthaften" Mechanismen schwer durchschaubar. Das gleiche gilt für Hartmanns "Funktionswandel", der bestimmte Funktionen aus dem Konfliktgeschehen herausheben soll.

Ein weiteres, unsere Vorstellungen vom Ich beeinflussendes Konzept Hartmanns sind die "kongenital gegebenen Reifungsmuster" bestimmter Ichfunktionen. Auch hier können wir Hartmanns Tendenz erkennen,

biologische, gewissermaßen bei Geburt schon vorprogrammierte Veränderungen als "konfliktfrei" auszugrenzen. Durch die Konzeption dieser, zu den "primär-autonomen Ichfunktionen" gehörenden Reifungsmuster verläßt Hartmann zumindest teilweise die Freud'sche Triebtheorie. Er grenzt aus der Freud'schen Phasenlehre der Libidoentwicklung eine primär von Konflikten unberührte Reifung der Ich-Apparate aus: "Die Aufstellung der oralen, analen und phallischen Phase in der Entwicklung der Libido unterschied nicht zwischen einem biologischen Vorgang - konstitutionsbedingter Reifungsprozess - und Entwicklungsvorgängen, die von der Umgebung beeinflusst werden." (75, S. 12) Es war wohl auch nicht ihr Ziel, hier zu unterscheiden, sondern das Zusammenspiel zwischen organischen Reifungsprozessen und psychischen Entwicklungsschritten darzustellen.

Die von Hartmann aufgestellte Alternative: entwickelt sich bzw reift der Trieb oder die Ichorganisation? mit der Lösung, daß beide Entwicklungen getrennt voneinander zu konzipieren seien, führte bei Kardiner et al. (92, S. 354) zu dem Vorwurf, Hartmann sei inkonsequent, da "die Annahme eines festgelegten Ablaufs der Triebentwicklung unvereinbar (sei) mit einer Theorie von Ichfunktionen, wie sie von Hartmann vorgeschlagen wird. Die Ansicht, daß die Triebe sich entwickeln und ändern ... ist ein Artefakt, hervorgerufen durch das Bezugssystem des Beobachters. Sobald wir die Hegemonie "autonomer" Ichfunktionen erkannt haben und unser Bezugssystem

g e ä n d e r t haben, sind wir zu einem anderen Schluß gezwungen. Nicht die Triebe entwickeln sich, sondern der Ich-Apparat, durch den die Triebe ihren Ausdruck finden." (eigene Übersetzung, Hervorhebung von mir).

Kardiner et al. bedauern, daß Hartmann den Versuch gemacht habe, die beiden widersprüchlichen Bezugssysteme zu kombinieren, "um die Triebbasis der Freud'schen Theorie zu retten. Er fiel zurück in Energie-Spekulationen (contrivances) und forderte, daß die Antriebskraft für die autonomen Ichfunktionen aus der Neutralisierung von Triebenergie stamme." Es scheint mir wesentlich, daß Kardiner et al. von einem Wechsel des Bezugssystems sprechen. Aus dem Kontext ihrer Untersuchung wird deutlich, daß sie das Triebkonzept der klassischen Psychoanalyse ähnlich wie Hartmann in engem biologischen Sinn verstehen. Aus diesem Verständnis heraus ist es nur konsequent, die Triebtheorie als erlebnisfern und auf das Individuum beschränkt abzulehnen. Sie beschreiben stattdessen die Lerngeschichte des Anpassungsprozesses, wobei es sich allerdings meist um dieselben Phänomene handelt, die schon Freud - von einem anderen Standpunkt aus - in biologisch-meta-psychologischer Sprache zu fassen versuchte.

Es kann hier nicht darum gehen, die Sprache Freuds um jeden Preis zu erhalten und von Triebdynamik zu sprechen, wenn gerade der Terminus "Trieb" so oft zu Mißverständnissen führt. Es erscheint aber nötig

hervorzuheben, daß Hartmann mit seiner Kombination aus entweder triebgebundenen oder autonomen Ich-Funktionen oder -Apparaten eine Verwirrung in die Konzeption des Ich gebracht hat, die weitreichende Folgen für die psychoanalytische Theorie hatte. Nicht nur die Unmöglichkeit der diagnostischen Unterscheidung und die darin deutlich werdende konzeptuelle Unschärfe ist zu bedauern. Es handelt sich in diesem grundlegenden Teil von Hartmanns "Ichpsychologie" nicht - wie so oft beschrieben - um eine Fortentwicklung sondern eher um ein Mißverständnis der Freud'schen Psychoanalyse, denn das psychodynamische Grundmodell der Psychoanalyse wurde von Hartmann in wesentlichen Bereichen außer Kraft gesetzt - und zwar bezeichnet Hartmann auffälligerweise gerade diese Bereiche als diejenigen der psychischen Gesundheit.

Für Fürstenau(60, S. 39) stellte sich dieser Rückschritt so dar: "Damit nähert sich aber seine (Hartmanns) Theorie vom Ich gewissen Reinheits- und Idealvorstellungen der voranalytischen Bewußtseinspsychologie. Scheint es doch so, als ob die Aufgabe der Anpassung an die Realität vom Ich nur angemessen ausgeübt werden könne, wenn die auf die Realität gerichteten Ich-Funktionen rein sind, d.h. ungetrübt durch Bezüge zum Trieb- und Affektbereich."

Bei aller Kritik am Hartmann'schen Konzept darf nicht

übersehen werden, daß seine Arbeiten uns auch für die Diagnostik wichtige Denkanstöße geliefert haben. Vor allem die Hervorhebung der Beteiligung konstitutioneller und hereditärer Faktoren, wie bestimmter Begabungen und Fähigkeiten, an jedem psychischen Prozeß ist von großer Bedeutung. Allerdings ist es oft schwierig, solche Faktoren nicht im herkömmlichen statischen Sinn als "Eigenschaften" zu sehen. In einem dynamisch-funktionellen Gesamtkonzept der Persönlichkeit würden solche Eigenschaften unintegrierbare Fremdkörper darstellen. Auf dem Gebiet der künstlerischen Begabung wird uns diese Integration durch den Begriff der "Regression im Dienste des Ich" (103, 104, 153) erleichtert. Auf dem Gebiet bestimmter hereditärer, bzw vorgeburtlich erworbener Denkstrukturen (z.B. mathematisch-logischer Fähigkeiten) können uns die Beschreibungen verschiedener "cognitive styles" (95) nützlich sein. Die Zusammenhänge solcher Begabungen und Fähigkeiten mit den Formen der Konfliktbewältigung beim Individuum zu erfassen, ist eine ernst zu nehmende Aufgabe des Diagnostikers.

2. 1. 3. David Rapaports theoretisches Modell des Ich

Nachdem wir hier feststellen mußten, daß die Erweiterungen der psychoanalytischen Vorstellungen

vom Ich in den Arbeiten Heinz Hartmanns für die ichpsychologische Diagnostik nur zum Teil fruchtbar werden konnten, wollen wir uns nun dem bedeutendsten Systematiker der neueren Ichpsychologie zuwenden: David Rapaport. Im Anschluß an die theoretischen Arbeiten H. Hartmanns entwickelte Rapaport ein großangelegtes Gesamtmodell **der psychischen Prozesse** (vor allem 136, 139). Da Rapaport sich im Gegensatz zu Hartmann selbst intensiv mit der praktischen Psychodiagnostik beschäftigte (142, 137, 143), mußte ihm die Operationalisierung theoretischer Begriffe besonders am Herzen liegen. So finden wir denn auch die Hartmannschen Begriffe bei ihm in einer etwas veränderten Form wieder. Sie sind eingebaut in ein Gesamtkonzept, das sich in streng naturwissenschaftlicher Denkweise dem von diesem Standpunkt aus idealen Ziel der Quantifizierung nähert.

Rapaport greift zurück auf Freuds frühes Spannungs-entladungsmodell und den energetisch-ökonomischen Gesichtspunkt, den er zur Grundlage seines Systems macht. Das Grundprinzip der im Ich ablaufenden Vorgänge ist die Abfolge: Unruhe (Spannungssteigerung) -- Triebbefriedigung -- Nachlassen der Unruhe (Spannungsabfuhr). Dieses Prinzip funktioniert nach zwei Modellen: dem primären und dem sekundären - entsprechend den von Freud beobachteten Phänomenen des Primär- und Sekundärvorgangs. Die klassische Trias der Psychologie - Denken, Fühlen, Wollen - wurde so psychodynamisch in sechsfacher Ausführung dargestellt:

jeweils als ein primäres und sekundäres Modell des Denkens, des Affekts und des Handelns.

Das sekundäre Modell unterscheidet sich vom primären durch die hier wirksame intervenierende Variable Ichstruktur. Die uns bei Hartmann schwer integrierbar erscheinenden Apparate oder Funktionen sekundärer Autonomie sind hier wieder in die Gesamtdynamik eingebaut. Rapaport versteht die sekundäre Autonomie des Ich (135) nicht im Hartmannschen Sinn als Unabhängigkeit von den Trieben - sie könnten sonst in seinem triebenergetischen Konzept keinen Platz finden - sondern als relative Konstanz und Reliabilität der Ichstruktur, die sich im Laufe der Entwicklung herausgebildet hat. Diese Autonomie zeigt sich in der Eigengesetzlichkeit des Ichs als Organisation, "unabhängig von den Elementen, die es konstituieren: wie z.B. die soziale Gruppe, betrachtet in Bezug auf die Individuen, aus denen sie sich zusammensetzt" (eigene Übersetzung 135, S. 359). Die Relativität jeder "Autonomie", deren Grad im Einzelfall empirisch bestimmt werden muß, wird von Rapaport immer wieder betont. (z.B. 139, S. 73) Der Vorteil seiner Konzeption der Autonomie von Ichstrukturen ist darin zu sehen, daß seine Vorstellungen von Konstanz keinerlei Wertung im Sinne von psychischer Gesundheit beinhalten, wie das im Hartmannschen Autonomiebegriff der Fall ist.

Rapaports Theorie kann hier leider nicht ausführlicher referiert werden. Sie diente als Grundlage einer sehr

fruchtbaren Technik zur Interpretation der projektiven Verfahren, vor allem bei Roy Schafer (152) und stimulierte eine ausgedehnte experimentelle Forschung auf dem Gebiet der Validierung psychoanalytischer Konstrukte.

Für den Gegenstand dieser Arbeit sind die kritischen Punkte von Rapaports Theorie bedeutsam und die Probleme, die sich daraus für die Diagnostik ergeben. Auf den ersten Blick erscheint das Modell bestechend, setzt es doch "das Verhalten in Kausalbeziehung zu Spannungsminderungsvorgängen ... - in Übereinstimmung mit dem Postulat des Determinismus - sowohl für offensichtlich motivierte Verhaltensweisen wie für anscheinend zufällige." (139, S. 25). Der Vorteil der behavioristischen Modelle, eine eindeutige Zuordnung zwischen Verhaltenseinheiten und Theorie herzustellen, scheint verbunden mit der typisch psychoanalytischen Errungenschaft, das unbewußte - "anscheinend zufällige" - Verhalten einzubeziehen.

Es bleibt zu untersuchen, welchen Preis Rapaport für diese Vereinfachung zahlte. Sein Konzept ist eine rein metapsychologische Konstruktion mit allen Schwierigkeiten und Problemen solcher Konzepte. Freud hatte die Metapsychologie eingeführt, um eine Brücke zu schlagen zwischen der Disziplin, von der er ausging (Neurophysiologie) zu derjenigen, die er erreichen wollte (Psychologie in naturwissenschaftlicher Sicht). So sprach er von Erregungssummen

und Besetzungen gleicherweise wie von unverträglichen Vorstellungen und unbewußten Phantasien. Neuro-physiologische (z.B. Erregungssummen) und physikalische (z.B. Energien) Begriffe bekamen psychologische Bedeutungen - aber genau genommen eben nur *meta* psychologische, denn mit subjektiv erlebbaren Erregungen und Energien hatten sie nichts zu tun.

Die Sprache der Psychoanalyse war deshalb von Anfang an uneinheitlich. Sie bewegte sich mindestens auf zwei Ebenen, der metapsychologischen und der klinischen, wobei diese beiden Ebenen häufig auch in diagnostischen Aussagen eine unreflektierte Vermischung eingehen. G.S. Klein (96) bedauert in diesem Zusammenhang, daß viele Psychoanalytiker in der Nachfolge Freuds und Rapaports ihre "klinischen Konzepte" als selbstverständlich ansehen, während sie die Metapsychologie für die eigentliche Theorie hielten. "Ein gutes Konzept", so schreibt G.S. Klein, "steht in den Kategorien eines Beobachtungsinstrumentes" (97). Mir scheint, daß die bei Rapaport anzutreffende Überbetonung der Metapsychologie aus diesem Grund nicht nur für die psychoanalytische Forschung eine Schwierigkeit darstellt, sondern auch für die Diagnostik. Manchem an Rapaports Konzept orientierten Diagnostiker erscheint es besser, von Quantitäten neutralisierter Energien zu sprechen als das alleine direkter Beobachtung zugängliche subjektive Erleben des Diagnostizierten in seinen Zusammenhängen zu beschreiben.

Die metapsychologische Terminologie gibt der Psychoanalyse einen wissenschaftlichen Anstrich. Sie befreit sie, scheinbar, von dem Verdacht des Okkulten, der vom naturwissenschaftlichen Standpunkt des beginnenden 20. Jahrhunderts aus nahelag.

Rapaport war - wie zumeist auch Freud - der Meinung, daß das Ideal der Psychoanalyse in einer Annäherung an die Naturwissenschaften bestünde, was dadurch erreicht werden könnte, daß ihre Konzepte quantifizierbar würden.

Nun kann ein Diagnostiker versuchen, im Sinne Rapaports und Gills (142) psychische Prozesse sorgfältig nach allen fünf metapsychologischen Gesichtspunkten zu beschreiben. Auch Freud betrachtete es ja noch 1915 als "die Vollendung der psychoanalytischen Forschung ... wenn es uns gelingt, einen psychischen Vorgang nach seinen dynamischen, topischen und ökonomischen Beziehungen zu beschreiben" (46, S. 281). Durch die Erlebnisferne einerseits vom Diagnostizierten, andererseits vom Diagnostiker ist solches Aufsetzen theoretischer Kategorien auf Erlebnisgestalten aber ein gewagtes Unternehmen. Wenn schon in der psychoanalytischen Diagnostik als Index auch das subjektive Erleben gilt und nicht, wie im behavioristischen Ansatz, nur objektiv meßbare Verhaltenseinheiten, so bleiben doch die Rückschlüsse aus diesem immerhin nur teilweise bewußten Erleben auf in einer weit entfernten Metasprache definierte triebenergetische Prozesse äußerst unsicher.

Bei Rapaports Modell der Verhaltensabfolge: Unruhe (des Säuglings) - Saugen an der Brust - Ruhe (als Zustand der Spannungslosigkeit) mag noch eine einigermaßen einfache Zuordnung zu beobachten sein. Bei allen komplizierteren Prozessen geht es wegen des Prinzips der mehrfachen Determinierung des Verhaltens nicht an, dieses auf ein derart reduziertes Modell zurückzuführen.

Vor allem die Absolutsetzung e i n e s metapsychologischen Standpunkts kann eine Fixierung innerhalb dieser wissenschaftlichen Metapher mit sich bringen. Ein thermodynamisches Energiesystem hat andere Gesetze und Grenzen als die menschliche Psyche. So schreibt G.S. Klein: "Das Triebreduktionsmodell, durch das Rapaport versuchte, alle psychoanalytischen Konzepte zu umfassen, ist eigentlich passender für eine Ratte als für ein menschliches Wesen und ist den leidenschaftlich anti-psychoanalytischen Theorien ebenso kongenial wie den metapsychologischen von Freud." (98, eigene Übersetzung).

Trotzdem bin ich nicht mit G.S. Klein der Meinung, daß die Metapsychologie einfach über Bord geworfen werden könnte. Daß Modelle aus schon erforschten Wissensgebieten auf neue übertragen werden, ist für die anfängliche Entwicklung jeder neuen Wissenschaft erforderlich. Auch die Definition metapsychologischer - und d.h. in diesem Fall: schon vorhandenen Erkenntnisweisen entlehnter - Standpunkte ist zur Klärung der Aussagen über psychische Inhalte nötig, denn diese Standpunkte sind immer impliziert,

auch wenn die Aussagen noch so "klinisch" klingen.

Für das Verständnis des Diagnostikers ist es wichtig hervorzuheben, daß die metapsychologischen Gesichtspunkte auch in den Wissensgebieten, denen sie entlehnt sind, Erkenntniskategorien des menschlichen Geistes darstellen und deshalb in gewissem Sinn Erlebnisscharakter haben. Sobald man sie bildlich versteht, sind sie auch in der Psychoanalyse erlebbar - zumindest, wenn man versucht, ihre Entstehung bei Freud oder seinen Nachfolgern nachzuvollziehen. Dann braucht der von Rapaport als Grundprinzip angenommene triebdynamische Gesichtspunkt auch nicht ganz aus der psychoanalytischen Theorie ausgeschlossen zu werden, wie manche Autoren das vorschlagen.

Das bei Rapaport deutlich werdende Problem besteht in einer Verknappung der Sichtweise durch Absolutsetzung des thermodynamischen Entropiemodells. Die zugrundeliegende Definition des Ichs als spannungsreduzierendes Organ weist auf eine verkürzte naturwissenschaftliche Weltanschauung, die sich in der Konzeption des Freud'schen Todestriebes als Sackgasse erwiesen hat. Freud selbst erkannte diese Gefahren der Metapsychologie, wenn er schrieb: "Für die Unvollkommenheiten dieser und aller ähnlichen Bilder Entschuldigung zu erbitten, halte ich für überflüssig. Diese Gleichnisse sollen uns nur bei einem Versuch unterstützen, der es unternimmt, uns die Komplikation der psychischen Leistung

verständlich zu machen, indem wir diese Leistung zerlegen und die Einzelleistung den einzelnen Bestandteilen des Apparats zuweisen. Der Versuch, die Zusammensetzung des seelischen Instruments aus solcher Zerlegung zu erraten, ist meines Wissens noch nicht gewagt worden. Er scheint mir harmlos. Ich meine, wir dürfen unseren Vermutungen freien Lauf lassen, wenn wir dabei nur unser kühles Urteil bewahren, das Gerüste nicht für den Bau halten. Da wir nichts anderes benötigen als Hilfsvorstellungen zur ersten Annäherung an etwas Unbekanntes, so werden wir die rohesten und greifbarsten Annahmen zunächst allen anderen vorziehen." (35, S. 513). Diese, die Lebendigkeit der Psychoanalyse beschwörenden Sätze Freuds geraten häufig in Vergessenheit sowohl bei Psychoanalytikern wie auch bei Kritikern der Psychoanalyse. Die Aufstellung eines Kanons von fünf metapsychologischen Standpunkten (142) war als Bestandsaufnahme sicher nötig; sobald sie im Sinne eines Dogmas Anwendung findet, behindert sie die Fortentwicklung der Wissenschaft.

2. 1. 4. Das Ich im "Grundmodell für Psychoanalyse"
von J. Sandler und W.J. Joffe

Nachdem ich die Entwicklung der theoretischen Vorstellungen über das Ich von der frühen Es-Psychologie zur neueren Ich-Psychologie verfolgt habe und dabei feststellte, daß letztere als kompensatorische Reaktion auf die einseitige Betrachtungsweise der ersteren gesehen werden kann, möchte ich nun ein Modell untersuchen, das es sich zum Ziel gesetzt hat "Bindeglieder zwischen verschiedenen psychoanalytischen Begriffen oder Modellen herzustellen, ... die Beziehung zwischen normalen und pathologischen Prozessen deutlich zu machen, ... (und dadurch) ... Brückenschläge zwischen der Psychoanalyse und ihren Nachbardisziplinen zu ermöglichen." (150, S. 462)
Es handelt sich um das "Grundmodell der Psychoanalyse" von J. Sandler und W.J. Joffe.

Die beiden Autoren gehen von der Grundvorstellung des seelischen Apparates als Anpassungsorgan aus. Dabei ist der Begriff der Anpassung nicht im biologischen Sinn als "Zusammenpassung" mit durchschnittlich zu erwartenden Umweltbedingungen definiert wie bei H. Hartmann. Ziel und Funktionsweise psychischer Abläufe werden von Sandler und Joffe darin gesehen, daß sich der psychische Apparat "jeweils auf die 'bestmögliche' Weise allen an ihn gerichteten Anforderungen anpaßt. In diesem Sinne besitzt er eine 'Problemlösungs'-Funktion. Die 'beste' Lösung in einem bestimmten Zeitpunkt gründet sich auf Erfahrungskriterien - erfahrungsgemäße Regulationsprinzipien ...

Unter diesem Gesichtspunkt kann ein neurotischer oder psychotischer Zustand als die 'beste' Lösung betrachtet werden, die der Apparat unter den gegebenen Umständen mit den ihm verfügbaren Hilfsmitteln finden kann." (150, S. 464/465)

Dieser Ansatz überwindet meiner Ansicht nach die bei Hartmann aufgezeigten Probleme der Ausgrenzung eines konflikthafter Bereichs aus einem "normalen", konfliktfreien, die - wie ich schon ausgeführt habe (vgl. 2.1.2.) - leicht zu einer Stigmatisierung des psychisch Kranken führen kann. Wenn auch Psychosen als die jeweils bestmögliche Konfliktlösung gesehen werden, fällt jede wertende Implikation des Anpassungsbegriffes weg.

Der funktional-kybernetisch gesehene "Apparat" dient nach Sandler und Joffe "nur einem 'Herrn' ..., einem grundlegenden Regulationsprinzip, das den Verlauf der psychischen Anpassung bestimmt. Es ist die Selbstwahrnehmung von Veränderungen (und daraus entstehenden 'Arbeitsanforderungen') in seinem bewußten oder unbewußten Gefühlszustand. Die Anpassung an die Realität (und das 'Realitätsprinzip') ist als eine normale, aber sekundäre Folge der Wirkung des primären Regulationsprinzips anzusehen." (150, S. 464)

Die Steuerung dieses Regulationsmechanismus geschieht durch Gefühlssignale, insbesondere durch das Niveau des Sicherheitsgefühls, "das wahrscheinlich durch das glatte und integrierte Funktionieren des Apparates im Ganzen ... erzeugt wird. Wie das Leiden unserer neurotischen Patienten zeigt, wird oft der Lustgewinn

der Erhaltung oder Erlangung eines Minimumniveaus von Sicherheitsgefühl zum Opfer gebracht." (150, S. 469).

Es ist interessant zu beobachten, wie in diesem eher unter finaler Sichtweise stehenden Modell das *movens* als "Bedürfnis nach Erhaltung des Sicherheitsgefühls" bezeichnet wird, während es in den kausalen Modellen der Triebpsychologie und der Abwehrpsychologie als Bedürfnis nach Lustgewinn und Triebbefriedigung respektive als Angstsignal in Erscheinung trat. In ähnlicher Weise sind bei Sandler und Joffe die Triebe nicht mehr die direkte Ursache aller Aktivitäten und Erlebnisweisen, sondern stattdessen sog. "Arbeitsanforderungen", die als Repräsentanzen von Triebreizen im Ich entstehen: "Aus dem Inneren kommende Triebreize erzeugen Triebwünsche, deren Inhalt sich auf die Erlebnisse von Situationen und Aktivitäten gründet, die bei früheren Anlässen mit der Verminderung von Triebspannung und der Erlangung angemessener Befriedigung assoziiert wurden. 'Außenreize' erregen ebenfalls sensomotorische Repräsentanzen, die nach Abfuhr drängen. Es ist jedoch zu beachten, daß diese "Außenreize" nicht eigentlich äußere sind, da sie eine Wirkung durch Erregen innerer Impulse im Nervensystem hervorrufen. Psychologisch betrachtet sind in der Tat alle Reize, die der Psychologe außerhalb des Organismus lokalisiert, nur scheinbar die entscheidenden Stimuli, auf die hin Reaktionen erfolgen. Alle Außenreize wirken, indem sie auf die eine oder andere Art innere Signale auslösen: die inneren

Repräsentanzen der Außenwelt. Wenn eine äußere Situation Sinn und Bedeutung erlangen soll, muß ihre innere, bewußte oder unbewußte Wahrnehmungsrepräsentanz diese Bedeutung annehmen." (150, S. 472/473)

Die beiden Eingangsvariablen des so beschriebenen kybernetischen Systems, Triebreize und Sinnesreize, sind also für die Prozesse im Inneren des Systems nicht in ihren objektiven Gegebenheiten relevant, sondern ausschließlich in ihrer subjektiven Bedeutung. Ihre Qualität ist bestimmt durch die Struktur des Systems, auf das sie wirken. Hier wird ein grundlegendes erkenntnistheoretisches Problem der Psychoanalyse deutlich, das sich auch zeigt, wenn man versucht, das System von Sandler und Joffe in der praktischen Diagnostik anzuwenden. Der Diagnostiker kann nicht umhin - trotz der großen Bedeutung der subjektiven Realität in der Psychoanalyse - die Beziehungen dieser subjektiven Realität zur objektiven oder zumindest zu einer "intersubjektiven Konvention" über die objektive Realität zu untersuchen. Ein idealistischer Standpunkt im philosophischen Sinn - den Sandler und Joffe explizit einnehmen (150, S. 466, Fußnote) - ist für dieses Untersuchen nicht geeignet, da er keine Aussagen über das Verhältnis der subjektiven Realität zur "objektiven" macht. Psychodiagnostik als Fremdbeobachtung muß den Bezugsrahmen des subjektiven Erlebens überschreiten und intersubjektive Relationen mit ins Auge fassen.

Der idealistische Standpunkt hatte bei Sandler und Joffe eine weitere Konsequenz: sie teilten das Psychische ein in einen erlebnishaften und einen nicht-erlebnishaften Bereich." Der Bereich des subjektiven Erlebens be-

bezieht sich auf das Erleben des phänomenalen Inhalts von Wünschen, Impulsen, Erinnerungen, Phantasien, Empfindungen, Wahrnehmungen, Gefühlen u. dgl." (150, S. 465). Die Inhalte dieses Erlebnissbereichs können sowohl bewußt als auch unbewußt sein. Der "nicht-erlebnishaft" Bereich ... (ist) ... der Bereich der Kräfte und Energien, der Mechanismen und Apparate, der organisierten Strukturen biologischer wie psychologischer Art, der Sinnesorgane und der Abfuhrwege." (150, S. 466)

Der Vorteil einer solchen Einteilung liegt darin, daß deutlich getrennt wird zwischen Erlebniskategorien und metapsychologischen Strukturen bzw. Apparaten. Hier kommt es auch in der Diagnostik häufig zu unreflektierten Vermischungen. Es werden dann metapsychologische Aussagen etwa in Begriffen von Triebmischung und -entmischung, von neutralisierter Energie oder Sublimierung über ein Individuum gemacht, ohne daß dem Diagnostiker dabei klar ist, daß es sich hierbei nicht um vom Subjekt erlebbare Kategorien handelt.

Kritisch zu überlegen wäre jedoch, ob ein auf diese Weise von dem Erlebnis des Subjekts abgesetzter Bereich wirklich als "nicht-erlebnishaft" bezeichnet werden sollte. Er bekommt dadurch, wie auch Sandler und Joffe schreiben, den Charakter eines Kant'schen "Dinges an sich" und ist damit wissenschaftlichen Bemühungen nicht mehr zugänglich. Die als "nicht-erlebnishaft" bezeichneten Strukturen biologischer Art (z.B. Sinnesorgane) sind sehr wohl Gegenstand der Wahrnehmung und damit des Erlebens - wenn auch ihre objektiven Gegebenheiten nur vom Außenstandpunkt her erfaßt werden können. Die oben als metapsychologisch bezeichneten

Mechanismen und Apparate psychologischer Art existieren als hypothetische Konstrukte im Erleben des diagnostizierenden Psychologen. Mir scheint, daß Sandler und Joffe hier zwei "psychische Bereiche" konstruiert haben, die eher als Bereiche psychologischer Betrachtung sinnvoll erscheinen, da sie durch einen Standortwechsel bei der Konzeptbildung - und zwar vom "Innen-" zum "Außenstandpunkt" - entstanden. Die andererseits dadurch möglich gewordene einheitliche Betrachtung bewußter und unbewußter Vorgänge im Erlebnisbereich ist ein bedeutsamer Schritt weg von der Bewußtseinspsychologie und von der zunehmend problematisch erscheinenden Einteilung in Bewußtes und Unbewußtes (vgl. 4.1.1.).

An diesem vergleichsweise "modernen" Modell des Gegenstandes psychodiagnostischer Bemühungen sollte versucht werden, einige bisher nicht gelöste und vielleicht auch nicht lösbare erkenntnistheoretische Probleme aufzuzeigen. Das Schwerwiegendste ist wohl, daß eine "objektive Realität an sich" nicht feststellbar ist, an der die "subjektive Realität", d.h. das Erleben des Individuums zu messen wäre. Die sogenannten objektiven Gegebenheiten der Reizsituation bestehen aus Wahrnehmungsnormen, die durch Konvention, also weitgehende intersubjektive Übereinstimmung, gewonnen wurden. Wir dürfen uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß dieses statistische Bezugssystem notwendigerweise - auch bei "klinischen" Aussagen (118) - in jede diagnostische Feststellung mit eingeht. (vgl. auch die Ausführungen zu den Abwehrmechanismen im nächsten

Kapitel).

Die Überlegungen zur Frage der Definition des Ich und der daraus sich ergebenden Betrachtungsstandpunkte und Methoden zu seiner möglichst adäquaten Erfassung könnten noch lange fortgesetzt werden. Es scheint mir sinnvoll, diese Fragen in den folgenden Kapiteln nun konkreter, anhand verschiedener schon vorhandener Konstrukte zu diskutieren.

2. 1. 5. Zusammenfassung

Um einer eindeutigen Definition des Gegenstandes der ichpsychologischen Diagnostik, des "Ich", näher zu kommen, wurde die Entwicklung dieses Begriffes im Zusammenhang mit derjenigen der psychoanalytischen Theorie untersucht. Bei Freud selbst konnte eine Entwicklung nachgewiesen werden, die von der These ("Es gibt ein Ubw") über die Antithese ("es steht im Kampf mit verdrängenden Instanzen") zur Synthese ("Die Konflikte werden im Ich ausgetragen") führte.

Nach Meinung der Verfasserin sollte dieser Fortschritt von der frühen dualistischen, im Grunde immer noch statischen Vorstellungen verhafteten Anschauung zur dynamisch-dialektischen nicht wieder aufgegeben werden durch Ausgrenzung "konfliktfreier" Anteile wie H. Hartmann vorschlägt. Es wurde deshalb aufgezeigt, daß in einer dynamischen Konzeption des Ich eine enge, auf pathologische Erscheinungen beschränkte Definition des Begriffes "Konflikt" nicht günstig ist.

Sie verleitet auch allzu leicht zu jener wertenden Unterscheidung zwischen pathologischen (konflikt-haften) und gesunden (konfliktfreien) Prozessen, die als Stigmatisierung des Patienten in der Psychopathologie zurecht angegriffen wird.

Zwei für die Diagnostik sehr wichtige Begriffe, die sich auf konstitutionelle und hereditäre Faktoren beziehen, wurden von Hartmann übernommen: die primär autonomen Ichstrukturen und die kongenital gegebenen Reifungsmuster. Es wurde aus den eben beschriebenen Gründen abgelehnt, sie als autonom, d.h. triebunabhängig zu bezeichnen. Als "primäre Ichstrukturen" oder "Prästrukturen des Ich" stellen sie jedoch wesentliche Faktoren dar, die bisher von der psychoanalytischen Theorie und Diagnostik zu wenig berücksichtigt wurden.

An der theoretischen Konzeption der Psychoanalyse von D. Rapaport wurde aufgezeigt, daß die Reduktion der Vorstellungen vom Ich auf ein metapsychologisches Modell (hier auf das energie-ökonomische) den erhofften Vorteil der Quantifizierbarkeit nicht bringen kann, da die eindeutige Zuordnung objektiv beobachtbarer und diagnostisch relevanter Einheiten zu diesem naturwissenschaftlich formulierten Modell wegen des großen Abstandes zwischen beiden und wegen des Prinzips der multiplen Determination nicht möglich ist.

In dem funktional-kybernetischen Modell des psychi-

schen Apparates von J. Sandler und W.J. Joffe wurde ein Fortschritt in Richtung auf eine einheitliche Betrachtung pathologischer und normaler psychischer Prozesse gesehen. Es wurden jedoch grundlegende erkenntnistheoretische Probleme deutlich, die in Bezug auf die Notwendigkeit und Möglichkeit der Erfassung einer "objektiven Realität" und deren Verhältnis zur "subjektiven Realität" des Probanden diskutiert wurden.

Das "Grundmodell der Psychoanalyse" von Sandler und Joffe konnte nicht als Grundlage eines diagnostischen Systems herangezogen werden, weil es in widersprüchlicher Weise sich einerseits auf das subjektive Erleben reduziert, gleichzeitig aber (als kybernetisches Modell) einen scheinbar objektiven Betrachtungsstandpunkt anbietet, ohne Verbindungen zwischen diesen beiden Aspekten herzustellen.

2. 2. Die Funktionen und Fähigkeiten des Ich

2. 2. 1. Das Grundprinzip der synthetischen Funktion

Die funktionale Definition des Ich lenkt unseren Blick auf die in der Literatur vorhandenen Beschreibungen der Ichfunktionen. Dabei fällt auf, daß es sich hier meist um Aufzählungen sehr heterogener Kategorien handelt, etwa: Synthetische Funktion, adaptive Funktion, Abwehrfunktion, Wahrnehmung, Lernen, Denken, Motorik, Affektbildung, Sensorik usw. Genau betrachtet sind hier zwei, meist nicht voneinander

unterschiedene Gruppen von "Ichfunktionen" zu finden: solche, die auf einer klinischen und solche, die auf einer metapsychologischen Ebene definiert sind. Die ersten drei der oben aufgezählten Funktionen wären z.B. metapsychologisch definiert. Sie kennzeichnen die verwendete Metapher bzw. den Standpunkt, in dessen Bezugssystem wissenschaftliche Aussagen gemacht werden. Diese Aussagen sind deshalb niemals direkt sondern immer nur über die Beobachtung und Beschreibung der klinisch definierten Funktionen zu machen.

Es ist verständlich, daß bei der Vereinigung so heterogener Kategorien in einem Konzept bisher kein einheitliches Grundprinzip für die Ichfunktionen gefunden werden konnte, das einem Modell hätte Gestalt verleihen können. Ich möchte deshalb vorschlagen, hier eine Trennung in Funktionen und Fähigkeiten des Ich vorzunehmen, derart, daß Funktionen metapsychologisch definiert sind, während die Fähigkeiten (etwa Wahrnehmung, Lernen, Denken, Motorik) klinisch-deskriptiv zu erfassen sind. Letztere bilden eine kaum endlich zusammenzustellende Reihe von Kategorien all dessen was der Mensch tut und fühlt. Sie könnten auch einfach Verhaltensweisen genannt werden - im Hinblick auf die Verbesserung der Kommunikation mit anderen psychologischen Disziplinen. Ihre diagnostische Beschreibung ergibt Aussagen über die Ausprägung der verschiedenen Verhaltensmuster einer Person, wobei allerdings nicht verzichtet werden kann auf die Einbeziehung des bewußten und unbewußten Erlebens.

Um trotz dieser Reihung ein einheitliches Grundkonzept und damit eine Erklärungsmöglichkeit für die jeweilige Ausprägung einer bestimmten Fähigkeit oder Verhaltensweise zu haben, ist die metapsychologische Definition der Funktionen des Ich als wissenschaftstheoretische Standortangabe notwendig. Die klassischen fünf metapsychologischen Standpunkte, der dynamische, ökonomische, strukturelle, genetische (als Ersatz des topographischen) und adaptive (140 und 139, S. 71), bieten - jeder für sich - das Grundprinzip eines Erklärungsmodells für die beobachtbaren Verhaltensphänomene an. Man könnte mit Rapaport das ökonomische Prinzip oder mit Hartmann das adaptive in den Mittelpunkt aller Interpretationen stellen. Diese beiden Standpunkte haben jedoch, wie auch die übrigen drei, den Nachteil, daß sie keine Analogie im Erlebnisbereich der diagnostizierten Person haben und daß sie der im vorigen Kapitel ausgeführten dialektischen Definition nur teilweise entsprechen.

Thomä und Kächele betonten kürzlich in einer Arbeit über die Probleme der klinisch-psychoanalytischen Forschung die Schwierigkeiten bei der Verifizierung oder Falsifizierung metapsychologischer Konzepte: "Je weiter metapsychologische Spekulationen von der Beobachtungsebene der psychoanalytischen Methode sich entfernen, desto weniger ist diese geeignet, den spekulativen Überbau zu begründen oder zu widerlegen." (162, S. 230). Dasselbe gilt für die Verwendung des "spekulativen Überbaus" der Metapsychologie in der Psychodiagnostik. Die Zuordnungsregeln zwischen be-

obachtbarem Verhalten (das im Erlebnisbereich zum großen Teil durch Empathie zu erfassen ist) und theoretischen Konstrukten können leichter gefunden werden, wenn das Konstrukt eine Analogie im Erleben hat. Es wäre also eine möglichst psychologische Metapher als metapsychologisches Grundprinzip für die Erklärung der verschiedenen im Ich konzipierten Vorgänge zu finden.

Entsprechend der dialektischen Definition des Ich halte ich hier das Konzept der synthetischen Funktion für das geeignetste. Die Vorstellung von der Vermittlerrolle des Ich trat bei Freud erstmals 1922 ("Das Ich und das Es") deutlich in Erscheinung, damals noch personifizierend und in der Sicht des doppelten Dualismus: "Als Grenzwesen will das Ich zwischen der Welt und dem Es vermitteln, das Es der Welt gefügig machen und die Welt mittels seiner Muskelaktionen dem Es-Wunsch gerecht machen In seiner Mittelstellung zwischen Es und Realität unterliegt es nur zu oft der Versuchung, liebedienerisch, opportunistisch und lügnerisch zu werden." (48, S. 286). In den folgenden Jahren wurde diese Vermittlerfunktion immer wieder als Erklärungsprinzip für neurotische und psychotische Erscheinungsformen herangezogen, bis Nürnberg 1929 den Begriff der "synthetischen Funktion des Ich) prägte. Er schreibt: "Die synthetische Fähigkeit des Ich kommt also darin zum Ausdruck, daß es Fremdes (von innen und außen) assimiliert, in Widersprüchen vermittelt, ja Gegensätzliches miteinander vereinigt und die geistige Produktivität in Gang

setzt." (127, S. 303)

Wie schwierig es ist, dieses dialektische Konzept in concreto durchzuhalten ohne in eine Wertung zu verfallen, kann man schon bei Nunberg sehen: Einerseits zeigt er, daß alle Symptome, auch die Restitutionsversuche der Schizophrenie, auf diese synthetische Funktion des Ich zurückführbar sind. Andererseits erfährt die von ihm beschriebene Funktion eine Wertung im Sinne der Harmonisierung: "Die Amnesien beseitigen, die Erinnerungen an Erlebnisse und die Gedanken zueinander in Beziehung bringen, den latenten Trauminhalt in den manifesten verwandeln usw., heißt also in unserem Sinne Verbinden und Vermitteln zwischen Fremdem, aus der Ichorganisation Ausgestoßenem und dem intakten Ich, kurz eine Synthese herstellen." (127, S. 315/316). "Synthese" bedeutet für Nunberg Verbindung von Gegensätzlichen und nicht auch Kontrastierung und Differenzierung, die ja ebenfalls als Ergebnisse dialektischer Prozesse zu sehen wären. Allzu leicht gerät man auch in der Diagnostik in diese wertende Position, wenn man sich etwa überlegt, welcher Mechanismus denn für den Probanden "besser" sei als der vorliegende. Solchen Überlegungen liegen immer Vorstellungen von Gesundheit als harmonische, d.h. spannungsfreie Synthese zugrunde. Sie sind ein Signal für eine Überich-Position des Diagnostikers.

Sofern der Begriff Synthese aber wertfrei im Freud'schen Sinn von Kompromiß verstanden wird, scheint er

im Augenblick das bestmögliche Modell für eine dynamische Betrachtungsweise der Ichfunktionen zu liefern. Alle metapsychologischen Gesichtspunkte können ihm ohne Schwierigkeiten subsumiert werden, und -- was noch wesentlicher ist -- er hat eine Entsprechung im Erleben und im beobachtbaren Verhalten: die Spannungstoleranz. Diese Entsprechung ermöglicht Überlegungen zur Validierung des Konstrukts "synthetische Funktion", wenn auch eine "objektive", vom beobachtenden Subjekt unabhängige, Meßbarkeit bisher kaum gegeben und vielleicht auch nicht möglich ist.

Für die diagnostische Objektivierung dieser zentralen Ichfunktion könnte man ein Konzept heranziehen, das auf Lorenzers Vorstellungen von einem "szenischen Element in der Psychoanalyse" (116) zurückgeht und von Argelander als "szenische Funktion des Ichs" bezeichnet wurde (3). Es handelt sich dabei um Gestalt-, besser noch um Gestaltungsprozesse, die aus dem Phänomen der Übertragung und aus der aktuellen Situation erklärt werden: "Mit 'Situation' soll ein zusätzliches Moment erfaßt werden, das im Übertragungsbegriff nicht enthalten ist. Während die Übertragung als unbewußter Vorgang sich von innen nach außen konstellierte, ist ihre situative Einpassung, die Verlaufsgestalt, die die Übertragung unter den Bedingungen der aktuellen Situation annimmt, eine frische Schöpfung des Ichs. ... Wichtig ist die Erkenntnis, daß das Einpassen eines latenten Konflikts in eine neue Situation (...) unbewußte Ausdrucksphänomene eigener Art produziert, deren Bedeutung

sowohl vom latenten Konfliktgeschehen als auch von der aktuellen Situation her - und zwar von beiden spezifisch - geprägt wird." (3, S. 326/327).

Wenn wir das Reizmaterial etwa der projektiven Verfahren und die jeweilige Testsituation in diesem Sinn als Stimulus für die szenische Funktion des Ich sehen, erhält die Reaktion des Probanden - sowohl sein Erleben als auch sein Verhalten - die Bedeutung einer szenischen Gestalt. Es wäre dann Aufgabe des Diagnostikers, herauszufinden, wieweit Anteile dieser Gestalt der mitgebrachten unbewußten Konfliktkonfiguration des Probanden angehören und wieweit sie von der spezifischen aktuellen Situation geprägt sind (Meist macht man dabei den Fehler, die eigene Person als Situationsvariable zu vernachlässigen).

Diese Aufgabe wäre relativ leicht zu lösen, wenn die relevanten Daten der Situation feststünden und sich die oben erwähnten Anteile der szenischen Gestalt durch einfache Subtraktion voneinander trennen ließen. Hier macht uns die Definition der von Angelland beschriebenen szenischen Gestalt als Synthese im dialektischen Sinn Schwierigkeiten. Eine solche Synthese ist nicht durch Addition sondern als Interaktionsprodukt aus der Spannung zwischen der Struktur des Probanden und der aktuellen Situation zustande gekommen. Sie läßt sich aus diesem Grund nicht ohne weiteres durch Subtraktion wieder rückgängig machen. Jedes einzelne ihrer Elemente ist so zu sehen. Es bleibt deshalb nichts anderes übrig als

nach den Gesetzen solcher Interaktionen zu suchen und Methoden zur Beschreibung szenischer Gestalten zu entwickeln (vgl. 5.2.3.).

Das Konzept der szenischen Funktion wurde von mir allerdings nicht ganz im Sinne Argelanders übernommen. Argelander verwendet diesen Begriff in der zitierten Arbeit zur Abgrenzung der psychischen Symptome von den "Charaktereigenschaften". Erstere bezeichnet er als "an eine innere oder äußere Situation gebunden ...", während der Charakter als Ausdrucksphänomen schwer veränderlich ist und seine Gestalt nicht situationsbezogen wechselt. Er steht nicht im Dienste einer situationsgerechten Verarbeitung, sondern einer persönlichkeitsstrukturgerechten Anpassung. Seine Eigenschaften wandeln sich nicht mit den situativen Konstellationen, sondern erst mit einer Veränderung des Strukturgefüges selbst (3, S. 329).

Der für die Diagnostik so brauchbare Begriff "szenische Funktion des Ich" hat also bei Argelander eine etwas andere Bedeutung als die hier gemeinte dialektische Funktion, zu deren Operationalisierung er dienen soll. Meiner Ansicht nach ist die Unterscheidung in persönlichkeitsgerechte und situationsgerechte Phänomene, wobei die szenische Funktion bei den letzteren in Erscheinung träte, nicht sehr sinnvoll. Sie geht auf einen dualistischen Standpunkt zurück, von dem aus Alternativen gesehen werden zwischen Person und Situation. Man kann zwar an pathologischen Bil-

dern das Überwiegen der einen Seite innerhalb dieser Interaktion beobachten, sollte aber deshalb doch nicht aus dem Auge verlieren, daß nach der Grundkonzeption der Psychoanalyse keine Erscheinungsform personengerecht sein kann, die nicht gleichzeitig situationsgerecht ist. Ob man aus den beobachteten Gestalten eher überdauernde Persönlichkeitsstrukturen (Charaktereigenschaften) extrahiert oder aktuelle Reaktionen, ist eine Frage der Betrachtungsweise.

Doch zurück zur Frage nach den Gesetzmäßigkeiten in den beobachtbaren Manifestationen der synthetischen bzw der szenischen Funktion des Ich. In der klinischen Beschreibung der Abwehrmechanismen hat hier die Psychoanalyse schon wesentliche Schritte getan. Ich möchte nämlich vorschlagen, die Formen der jeweils beobachteten Abwehrmechanismen als szenische Gestaltungen oder Repräsentanten der synthetischen Leistungen des Ich anzusehen. Im Sinne von Sandler und Joffe (vgl. 2.1.4) wären sie die bestmöglichen Lösungen des Ich in seiner jeweils aktuellen Auseinandersetzung mit der Realität.

2. 2. 2. Ein systematisches Konzept der Abwehrmechanismen?

Leider geht es uns bei Durchsicht der Literatur zu den Abwehrmechanismen ähnlich wie mit den Ichfunktionen. Es gibt zahlreiche Beschreibungen der klinischen Erscheinungsform - allen voran die klassische Arbeit von Anna Freud (32) - und wenige Versuche der theoretischen Systematisierung. Die Hauptschwierigkeit liegt m.E. in den kaum erforschten

Beziehungen der einzelnen Abwehrmechanismen untereinander. Diese Beziehungen sind deshalb so schwer herzustellen, weil die einzelnen Mechanismen unter dem Gesichtspunkt verschiedener metapsychologischer Standpunkte definiert sind: z.B. wird die Regression in genetischer Sicht beschrieben, die Reaktionsbildung in strukturell-dynamischer etc.

Vanache Abwehrmechanismen werden üblicherweise bestimmten Neuroseformen und damit bestimmten Ängsten und Entwicklungsschritten zugeordnet. So bot denn auch der genetische Gesichtspunkt die erste Möglichkeit, eine gewisse Systematisierung zu finden. U. Moser (124) versuchte eine Darstellung der dynamischen Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Abwehrmechanismen vom Standpunkt der Ichentwicklung aus. Und zwar verfolgte er dabei sowohl die primäre Ichentwicklung, also die seelische Strukturbildung im Kindesalter, als auch bestimmte klinisch beobachtbare Abläufe des Eintretens einzelner Abwehrmechanismen für andere, wenn deren Effektivität durch Dekompensation nicht mehr gewährleistet ist.

Diese Überlegungen führten zur Bildung von zwei Gruppen von Abwehrmechanismen: den sog. "regressiven Abwehrmechanismen" und den "Abwehrmechanismen vom Gegenbesetzungstyp". Letztere stellen die höher entwickelten und differenzierten Formen der Abwehr dar und treten - soweit vorhanden - bei jedem Abwehrprozess zuerst in Kraft, während die regressiven "Abwehrmechanismen" erst bei Zerfall der Gegenbesetzungsfa-

higkeit wiederbelebt werden. "Scheitert auch diese Abwehr, so werden genetische Frühformen der Abwehrmechanismen wiederbelebt, wie wir sie ausgiebig bei Psychosen wiederfinden." (124, S. 63) Zu den "Abwehrmechanismen des Gegenbesetzungstyps" rechnet Moser "die Reaktionsbildung, die Isolierung, die Charakterbildung und die komplexeren Abwehrformen der Rationalisierung, Intellektualisierung und der Verneinung." (124, S. 59). Die "regressiven Abwehrmechanismen" zeichnen sich durch den "Zerfall der Gegenbesetzungsfähigkeit" aus. "Durch den Verlust einer damit gegebenen interstrukturellen Erledigungsmöglichkeit eines Triebkonfliktes wird die Person den Objekten ausgeliefert, von denen Befriedigung erwartet und Versagung befürchtet wird. Es werden somit alte Organisationsstufen des Ich wach, die sich noch durch eine große Objektabhängigkeit auszeichnen. Die Unfähigkeit, eine eigene Triebregulation durchzuhalten, führt zum Versuch, die Triebabwehr über die Regulierung der mit dem Bedürfnisimpuls verknüpften Objektbeziehungen zu erreichen. Die Abwehr wird von 'innen' nach 'außen' verlagert. Zu diesen am Objekt orientierten Prozessen gehören die Projektion, die Identifizierung, die Introjektion und die Verleugnung." (124, S. 60).

Wir haben in diesem Ansatz also eine genetische Gliederung der Abwehrmechanismen vor uns, die sich an den Dimensionen Gegenbesetzungsfähigkeit (intrastrukturelle Konfliktlösung) versus Objektabhängigkeit (interstrukturelle Konfliktlösung) und Pro-

gression (Differenzierung) versus Regression (Entdifferenzierung) orientiert. Leider führte Moser dieses Konzept nur an den Mechanismen der Verdrängung und der Projektion näher aus, so daß die Einordnung der anderen Abwehrmechanismen offen bleibt. Sie würde wohl auch eine Modifikation des Modells erforderlich machen, da die klinischen Bilder etwa der Verneinung und der Verleugnung bisher zu unklar und von zu unterschiedlichen Standpunkten aus definiert sind und sich deshalb nicht ohne weiteres in das von Moser angenommene theoretische Grundkonzept einordnen lassen.

Im Interesse des hier verfolgten Zieles eines konsistenten diagnostischen Schemas der Abwehrmechanismen wäre allerdings zu überlegen, ob die anscheinend unüberwindliche Diskrepanz zwischen klinischen Konzepten und einheitlicher Abwehrtheorie tatsächlich zugunsten der Beibehaltung der klinischen Konzepte in ihrer derzeitigen Form gelöst werden sollte. Die größere Anschaulichkeit dieser Konzepte wird bezahlt mit einer Uneinheitlichkeit der Theoriebildung, die von Außenstehenden oft als Willkürlichkeit gesehen wird und große Schwierigkeiten für die experimentelle Validierung mit sich bringt.

Einen interessanten Versuch, durch die Annahme eines jeder Abwehr zugrunde liegenden Mechanismus Klarheit in die Abwehrlehre zu bringen, machte S.H. Sperling (157). Im Anschluß an Maelder (165), der die Verleugnung als einen elementaren Abwehrmechanismus be-

griff, stellt Sperling diesen Vorgang als Prototyp aller Abwehrvorgänge dar. Seiner Meinung nach handelt es sich in jedem Fall um eine Zurückweisung (rejection) von Teilen der Realität und zwar nach den beiden Formeln:

Ia "NICHT DIESE von außen stimulierte, reale, unbefriedigende Wahrnehmung *e x i s t i e r t*, die ich zurückweise;

b SONDERN DIESE andere, von innen stimulierte, vorgestellte lustvolle Wahrnehmung *e x i s t i e r t*, zu der ich zurückkehre.

IIa NICHT DIESE von außen stimulierte, reale, unbefriedigende Wahrnehmung ist *b e d ü r f n i s - b e f r i e d i g e n d*, die ich als *b e d e u - t u n g s l o s* zurückweise;

b SONDERN DIESE andere, von innen stimulierte, vorgestellte lustvolle Wahrnehmung ist *b e d ü r f n i s b e f r i e d i g e n d*, zu der ich als *b e d e u t u n g s v o l l* zurückkehre."

(157, S. 26 eigene Übersetzung, Hervorhebung im Original). Basierend auf A. Freuds (32, S. 55 f) Einteilung der von ihr als "Vorstufen der Abwehr" bezeichneten Mechanismen in Verleugnung in der Phantasie, im Wort und in der Handlung, ordnet Sperling die Abwehrvorgänge entsprechend den oben wiedergegebenen Formeln in vier Gruppen: Völlige Zurück-

weisung der *E x i s t e n z* gewisser realer Gegebenheiten (bei psychotischen Zuständen, Ia), Zurückweisung der *B e d e u t u n g* bestimmter Objekte der äußeren Wahrnehmung (bei Neurosen und Derversionen, IIa). Diesen beiden Abwehrformen, die er als "einfache Mechanismen der Zurückweisung" (simple rejective class of defences) bezeichnet, stellt er die "Gegenbesetzungsmechanismen (countering types of defence mechanisms) (Ib und IIb) gegenüber. Zu den ersten zählt er die Verdrängung und die Verleugnung (im engeren Sinn), während die zweite Gruppe das Modell für Abwehrmechanismen wie Isolierung, Reaktionsbildung und Projektion darstellen.

An den Beispielen Moser und Sperling sollte gezeigt werden, daß die Versuche einer Hierarchisierung der Abwehrmechanismen je nach dem Gliederungssichtspunkt sehr unterschiedlich ausfallen können. Die Annahme eines allen Abwehrvorgängen zugrundeliegenden Schemas schafft jeweils ein bestimmtes Bezugsfeld, in das sich die beobachteten Phänomene einordnen lassen. Daß offensichtlich jedes derartige System für sich eine innere Logik, und damit wissenschaftliche Berechtigung besitzt, bringt den Diagnostiker, der die vorgegebenen theoretischen Systeme in der Praxis handhaben soll, in Schwierigkeiten. Gehört nun die Projektion (nach Sperling) in die Gruppe der Abwehrmechanismen nach dem Gegenbesetzungstypus oder (nach Moser) ganz im Gegenteil zu den regressiven Abwehrmechanismen?

Da jede diagnostische Aussage im Rahmen eines bestimmten Bezugssystems gemacht wird, und da gleichzeitig mehrere Bezugssysteme möglich sind, scheint es vor allem wichtig, jeweils das vorausgesetzte Grundprinzip im Auge zu behalten. Dies muß nicht unbedingt zu einem grenzenlosen Relativismus führen. Ich würde meinen, daß es durchaus Kriterien gibt, adäquatere Bezugssysteme von inadäquateren zu unterscheiden und vor allem die innere Konsistenz solcher Systeme zu überprüfen. In der ständigen Diskussion hierüber manifestiert sich die Lebendigkeit einer Theorie.

Zum Beispiel wäre zu untersuchen, ob die Unterteilung der Abwehrmechanismen in solche, die nur die Zurückweisung einer Vorstellung bzw Wahrnehmung beinhalten, (nach Sperling Ia und IIa) und solche, die an Stelle des zurückgewiesenen Inhalts einen anderen setzen (nach Sperling Ib und IIb), genügend Klarheit für unsere theoretischen Vorstellungen liefert. Diese Unterscheidung war schon bei Freud (z.B. 46, S. 281) angedeutet, als er von einem Fluchtversuch durch Besetzungsabzug einerseits, und von einer Ersatzvorstellung durch Gegenbesetzung andererseits sprach. Nun mögen sich innerhalb der klinischen Beobachtung einzelne Erscheinungsbilder der Abwehrmechanismen aufdrängen, bei denen ganz offensichtlich Ersatzvorstellungen oder -befriedigungen im Vordergrund stehen, wie z.B. Intellektualisierung, Rationalisierung und Reaktionsbildung. Es fällt aber auch auf,

daß bei den Abwehrmechanismen vom Typ der Zurückweisung bestimmter Wahrnehmungen und Vorstellungen an Stelle dieser Inhalte nicht einfach eine Lücke ist, sondern ebenfalls jeweils etwas anderes, das als Ersatz bezeichnet werden könnte. Es gibt keine Flucht, die nur von einem bestimmten Objekt wegführt, sie führt immer auch zu einem anderen Objekt hin.

Trotzdem erscheint die Flucht als bildliche Grundvorstellung für alle pathologischen Abwehrmechanismen geeignet. Sie sollte sich allerdings nicht auf den bei Freud häufig zu findenden und durch Sperling übernommenen Ausschluß aus dem Bewußtsein, also auf den topographischen Aspekt beschränken. Die Erweiterung auf den gesamten Bereich des Verhaltens, der psychoanalytisch den Innenaspekt des Erlebens voll integrieren muß, scheint für den derzeitigen Entwicklungsstand unserer Wissenschaft nötig.

Bei der Vorstellung, daß jeder Abwehrmechanismus eine Art von Flucht aus einer bestimmten Situation sei, erhebt sich sofort wieder die Frage, wie man denn bestimmen könne, worin die jeweilige Situation besteht. Für die Diagnostik der Abwehrmechanismen wäre ja gerade die Differenz zwischen den von der objektiven Situation her gegebenen Daten und den für die Reaktion des Probanden maßgeblichen Stimuli relevant. Wir haben hier nicht nur ein Problem vor uns, das sich auf die ungenügende Feststellung des

Stimuluswertes bestimmter diagnostischer Verfahren bezieht. Wie A. Spitznagel darstellte (159) handelt es sich bei der Frage nach der Erfassung der Situation um ein allgemeines Problem der Persönlichkeitspsychologie. Die Hauptschwierigkeit liegt in der Unterscheidung zwischen objektiver und subjektiver Situation, wobei es gleichgültig ist, ob diese Situation (von behavioristischen Richtungen) als Reiz oder Reizklasse oder (von psychoanalytischer Seite) als Realität bezeichnet wird (vgl. 2.1.4.).

Die erkenntnistheoretische Frage nach der Gegebenheit einer sog. "objektiven Realität" ist mit psychologischen Mitteln nicht lösbar. Das naturwissenschaftliche Denken in der Psychologie setzte an Stelle einer "objektiven Realität" die Gesamtheit der mit physikalischen Methoden bestimmbaren Daten. Interindividuelle Differenzen in der Wahrnehmung dieser Daten wurden zunächst als Meßfehler, später - u.a. unter dem Einfluß der Forschung zur "social perception" - als Manifestationen von Abwehrmechanismen gesehen.

Damit ist aber noch nichts darüber ausgesagt, was das Ubw wahrnimmt. Die Hypothesen zur social perception laufen darauf hinaus, daß subliminal für jeden Menschen das gleiche, in physikalischen Einheiten definierte Wahrnehmungsraster existiert. Da die Psychoanalyse zu dem Schluß gekommen ist, daß die Kategorien Zeit und Raum für das Ubw nicht gelten, könnte man versucht sein zu hypostasieren, daß das

Ubw des Menschen allwissend sei und sich somit die Abwehrmechanismen auf eine für das Ich erträgliche Selektion aus dieser "Allwahrnehmung" bezögen.

Eine solche inflatorische Ausweitung der vom Ubw wahrgenommenen Realität wäre aber weder theoretisch nachweisbar noch mit den derzeitigen Mitteln der Diagnostik faßbar, weshalb wir uns auf die kritische Untersuchung derjenigen Normen beschränken müssen, anhand deren wir üblicherweise bestimmen w a s abgewehrt wird. Anders als in den klassischen Wahrnehmungsexperimenten zur social perception (13) ist der Stimuluswert etwa bei den projektiven Verfahren nicht mehr rein physikalisch meßbar. Zumindest läge die Absurdität einer solchen Messung auf der Hand. Wir haben es also mit einer subjektiv definierten Realität zu tun, die zudem nur noch in sehr geringem Maß den für eine metrische Erfassung erforderlichen Kriterien der Standardisierung entspricht.

Trotzdem werden auch bei diesen Verfahren zum Teil Aussagen über die Funktionsweisen des Ichs, d.h. über die Organisation der Abwehrmechanismen, gemacht, indem die Reaktionen des Probanden mit der statistischen Norm verglichen werden. Dabei ist impliziert, daß das "gesunde" Individuum dieser Norm entspricht - eine äußerst problematische These.

In diesem Zusammenhang ist zu fragen, ob der Notbehelf der statistischen Norm tatsächlich der einzige

Ausweg ist. Gerade im Bereich der projektiven Verfahren fällt immer wieder auf, daß die hier zutage tretende Vielfalt menschlicher Erlebnisweisen unmöglich adäquat an einem sog. "Durchschnittserleben" gemessen werden kann. Oft hat man den Eindruck, als hätte die Psychologie diese Normwerte vor allem deswegen suchen und zur Messung heranziehen müssen, um zu vermeiden, daß jeder Diagnostiker jeden Probanden an sich selbst mißt. Die Gefahr, sein eigenes Erleben zur Norm zu erheben ist allerdings groß, vor allem bei Anfängern im Bereich der tiefenpsychologischen Diagnostik.

Versuchen wir also, die Tätigkeit der Abwehrmechanismen des Pb weder am "Durchschnittserleben" noch an uns selbst zu messen, so bleibt nur die idiographische Methode der Beschreibung jeweils angetroffener Spannungszustände in ihren quantitativen und qualitativen Relationen. Die hierfür angenommenen theoretischen Gesetzmäßigkeiten müssen die Grundlage eines diagnostischen Systems bilden.

Aus der Betrachtung künstlerischer Produktionen ist bekannt, daß Spannungsverhältnisse immer nur innerhalb eines bestimmten Bezugsrahmens definiert sind. Wird der Bezugsrahmen erweitert oder verengt, so bekommen dieselben Relationen dadurch einen anderen Stellenwert. Für die tiefenpsychologische Diagnostik wären verschiedene solcher Bezugsrahmen denkbar: das Individuum, Paarbeziehungen, Familienbeziehungen etc. Man könnte sich aber auch vorstellen, daß nicht

unbedingt immer eine "Gesamtpersönlichkeit" in solche Einheiten mit eingehen muß. Es wäre ebenso dankbar, daß bestimmte Interaktionssituationen oder "Szenen" (vgl. 2.2.1.) den Bezugsrahmen einer diagnostischen Aussage bilden. Diese Einheiten könnten als Bezugspunkte die einseitig objektive Norm (der Psychometrik) und die einseitig subjektive Norm (des unreflektierten Absolutsetzens eigenen Erlebens) ersetzen.

2. 2. 3. Das erweiterte Konzept der "Ichmechanismen"

In Bezug auf das Konzept der Abwehrmechanismen stellt sich die Frage, ob die Beschränkung ihrer Definition auf "pathologische" Prozesse günstig ist. Wir stehen bei jeder Einteilung in "gesunde" und "kranke" Vorgänge vor dem Problem der undefinierbaren Grenze zwischen beiden. Auch ist die Frage nach der Definition der "Gesundheit", wie das eben dargestellte Normproblem zeigt, bisher nur auf einer sehr pauschalen, mehr weltanschaulichen Ebene angegangen worden. Im konkreten Bezug der Einzelfalldiagnostik wird immer wieder deutlich, daß derselbe Mechanismus im Kontext einer bestimmten Struktur als "gesund" bezeichnet werden kann, während er im Rahmen einer anderen Persönlichkeit als "pathologisch" einzuordnen wäre.

Diesem Dilemma versuchte Theodore C. Kroeber (105) abzuhelpfen, indem er das psychoanalytische Konzept der Abwehrmechanismen erweiterte. Er stellte den patho-

logischen Abwehrmechanismen die sog. "coping functions" gegenüber, die die adaptive (=gesunde) Seite der Abwehr repräsentieren. So entspricht in seinem System von 10 "Ichmechanismen" jeweils ein Abwehrmechanismus einem "coping mechanism". Zum Beispiel teilt sich der Ichmechanismus der "Unterscheidung" (discrimination = Fähigkeit, Vorstellung von Gefühl, Vorstellung von Vorstellung und Gefühl von Gefühl zu trennen) in einen Abwehrmechanismus: Isolierung und in einen coping mechanism: Objektivität.

Die bisher in der psychoanalytischen Theorie nur unter dem sehr vagen Begriff der Sublimierung zusammengefaßten Mechanismen des sog. normalen Bereichs (z.B. bei Fenichel, 25) erfuhren auf diese Weise eine sehr wertvolle Differenzierung. Die Übergänge zwischen Psychopathologie und Normalpsychologie - von Freud zeitlebens gesucht - werden in Kroebers System deutlicher, und auch die Einführung des Begriffes der "Ichmechanismen" als Oberkategorie an Stelle der auf den pathologischen Bereich beschränkten Abwehrmechanismen ermöglicht ein wertfreieres Vorgehen in der Diagnostik, im Sinn der idiographischen Methode.

Kroeber verweist auf J. Lampl-De-Groot (109), die in Übereinstimmung mit W. Hoffer (78) die Meinung vertritt, daß alle Abwehrmechanismen zur Zeit ihrer Entstehung "normale" Anpassungsmechanismen waren.

Nur ihre Beibehaltung in späteren Entwicklungsstadien sei als pathologisch zu bezeichnen.

Nun ist die Vorstellung "pathologischer" Prozesse sicher nicht an sich problematisch. Sie wird es erst, sobald sich eine Wertung damit verbindet, die darauf hinausläuft, daß und wie das jeweils untersuchte Ich anders funktionieren sollte als es kann. Wenn die Beurteilung der Persönlichkeitsstruktur eines Menschen sich an einer solchen Norm orientiert, geht allzu leicht das Verständnis dafür verloren, wie sie tatsächlich ist.

Aus diesen Überlegungen heraus wurde in den letzten Jahren immer häufiger die Forderung aufgestellt (z.B. 93), den "Mythos" der Psychopathologie abzuschaffen und entweder die "psychisch Gesunden" auch als krank oder die "psychisch Kranken" als ebenso gesund wie die anderen zu bezeichnen. Ich meine, daß man in der Psychodiagnostik nicht daran vorbeikommt, spezifische Ausfälle und Störungen festzustellen, und es ist schließlich gleichgültig, ob man dafür dann die Bezeichnung "pathologisch" wählt oder nicht. Wesentlich erscheint mir, dem Diagnostiker von der begrifflichen Matrix her ein wertfreies System an die Hand zu geben. Dazu eignet sich meiner Ansicht nach der Kroeber'sche Begriff der "Ichmechanismen" sehr gut. Problematisch ist bei ihm wohl immer noch die begriffliche Trennung zwischen "gesunden" und "kranken" Abwehrmechanismen.

In einem solchen wertfreien System würden die Ich-mechanismen per definition die jeweils optimale Synthese zwischen Triebwunsch und (äußerer oder innerer) Realisationsmöglichkeit für eine bestimmte Ichstruktur darstellen - im sog. normalen und auch im sog. pathologischen Bereich. Allerdings enthebt uns die damit vorgenommene Aufhebung der Grenze zwischen normalen und pathologischen Mechanismen nicht der Aufgabe, im Einzelfall den Grad der durch manche dieser Prozesse eintretenden Ich-Einschränkungen zu beschreiben.

Die Vorteile einer weiten Definition der Abwehr-mechanismen im Sinne der "Ichmechanismen" sind deutlich: Das diagnostische Mißverständnis (auf Grund einer unreflektierten Überich-Position des Diagnostikers) kann von der theoretischen Konzeption her vermieden werden. Der Diagnostiker sucht nicht mehr primär nach Inhalten, die der Proband eigentlich wahrnehmen bzw erleben sollte und die er abwehrt. Er ist im Gegenteil damit beschäftigt zu untersuchen, inwiefern das, was der Proband wahrnimmt oder erlebt, bei seiner Struktur die bestmögliche Triebbefriedigung und Realitätsanpassung zugleich darstellt.

Entsprechend halte ich es für hilfreich, sich jetzt als Grundmodus der Ichmechanismen weniger das Bild der Flucht als das Bild der Selektion vorzustellen. Auch das gesunde Ich ist ja ständig damit beschäftigt aus der Vielfalt der möglichen Reize ein der Situation und den eigenen Gegebenheiten entsprechendes

Quantum auszuwählen. Alle anderen Reize müssen "abgewehrt" werden. Die Metapher "Selektion" als metapsychologisches Grundprinzip der Ichfunktionen erscheint auch deshalb als die geeignetste, weil sie der Erlebnis- und Beobachtungsebene relativ nahe steht. Zusammen mit der Vorstellung einer ständig im Ich ablaufenden Konfliktlösung in Form einer dialektischen Synthese repräsentiert dieses Konzept das einfachste Modell der "Person als Prozess".

2. 2. 4. Probleme der Operationalisierung der Ichmechanismen

Nach diesen Überlegungen zu den Abwehrmechanismen und zu einem Grundmodell der Ichmechanismen bleibt darzustellen, wie dieses Grundmodell mit Hilfe des eingangs erwähnten Konzepts "szenische Funktion des Ichs" operationalisiert werden könnte. Es geht dabei um die Zusammenhänge zwischen der metapsychologischen Ebene und den von mir oben als "Fähigkeiten des Ich" bezeichneten Erlebnis- und Verhaltensweisen einerseits und um die Zusammenhänge dieser Erlebnis- und Verhaltensweisen untereinander andererseits.

Der Begriff der synthetischen Funktion des Ich kommt in zwei weiteren Variationen vor: als "organisierende Funktion des Ich" bei Hartmann (72, 73) und als "szenische Funktion des Ich" bei Argelander (3). Jedesmal beinhaltet er die Vorstellung eines Gestaltungsprozesses im Ich. Die beobachtbaren Phänomene dieses (metapsychologischen) Prinzips haben wir in allen subjektiven und objektiven Verhaltensweisen des Individuums vor uns. Jede psychodynamische Inter-

pretation einer Gesprächssituation oder eines Testprotokolls der projektiven Verfahren beruht auf dem Auffinden der vom Ich des Probanden ausgehenden szenischen, organisierenden oder synthetisierenden Gestaltungen. Dabei werden Parallelen zwischen den Bildungsgesetzen der diagnostizierten Verhaltenseinheiten und der Persönlichkeitsstruktur angenommen.

Diese Form der Interpretation in der Psychodiagnostik geht zurück auf theoretische Arbeiten von D. Rapaport (137, 138, 142-144), G.S. Klein (99) und R.R. Holt (z.B. 81), auf die Experimente zur "cognitive control" der Gruppe um G.S. Klein (z.B. 95) und vor allem auf die diagnostischen Arbeiten von Roy Schafer (152, 153, 155). Am intensivsten untersucht wurden bisher die Zusammenhänge zwischen Persönlichkeits- oder Motivationsstruktur und kognitiver Struktur. G.S. Klein fand eine Reihe individuell spezifischer und relativ überdauernder kognitiver Strukturen in Form von Wahrnehmungs- und Denkprozessen, deren Kategorien allerdings zum Teil nicht mit den Kategorien der klassischen Abwehrlehre übereinstimmen. Er spricht zum Beispiel von "leveling and sharpening, focusing and scanning, tolerance for unrealistic experiences" etc. Vom Standpunkt seiner experimentellen Ergebnisse schlägt er eine "Revision oder zum mindesten eine detailliertere Spezifikation der psychoanalytischen Theorie" vor (97). Hier liegt jedenfalls noch ein weites, bisher kaum betretenes Forschungsfeld vor uns.

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit kann es nur darum gehen, die prinzipiellen Probleme zu diskutieren, die mit diesen Fragen zusammenhängen, und die sich in der Diagnostik auswirken. Hier stellt sich zunächst die Frage, ob es ausreicht, sich zwei Ebenen vorzustellen: eine Persönlichkeits- oder Motivations-ebene und eine Ebene kognitiver (meist Denk-) Prozesse. Der Nachweis der inhaltlichen und formalen Parallelen zwischen diesen beiden Ebenen brachte zwar schon große Fortschritte in Bezug auf die Möglichkeiten z.B. der Verlaufsanalyse von kognitiven Prozessen. Aber das Gebiet der Erlebnis- und Verhaltensweisen ist wesentlich komplexer: noch fehlt ein systematischer Überblick über die Zusammenhänge zwischen Affektbildung, Motorik, Denk- und Wahrnehmungsprozessen usw.

Um dieses Problem in Angriff zu nehmen, könnte man sich vorstellen, daß alle Erlebnis- und Verhaltensweisen eines Individuums von seiner Persönlichkeitsstruktur geprägt, also Gestaltungen seines Ichs sind. Die Bildungsgesetze der in den einzelnen Verhaltenseinheiten angetroffenen Gestalten müßten sich also entsprechen. Wir bräuchten zur Untersuchung dieser These nur diagnostische Verfahren einzusetzen, die spezifisch die Gestaltungen etwa der Wahrnehmung, des Lernens, des Denkens, der Kommunikation, der Affektbildung etc erfassen. Das einem Individuum spezifische Gestaltgesetz müßte sich in der Korrelation geeigneter Gestaltkategorien nachweisen lassen.

Nun haben wir z.B. im Rorschach ein Verfahren vor uns, das gleichzeitig Wahrnehmungs-, Denk-, Ekphorations-, Verbalisations- und Kommunikationsprozesse beobachten läßt. Häufig kann man hier auch Entsprechungen herausarbeiten zwischen für den Probanden typischen szenischen Gestaltungen des Umgangs mit dem Klecks-material (Wahrnehmung) und des Umgangs mit dem Diagnostiker (Kommunikation und Objektbeziehungen).

Trotzdem kann ein diagnostisches Schema nicht ohne weiteres auf der Parallelität dieser Gestalten aufgebaut werden, derart, daß man sich die Person aufgeschlüsselt vorstellt in einem Raster voneinander unabhängiger Schichten, in denen sich jeweils der gleiche szenische Prozess abspielt.

Ein solches Schema würde voraussetzen, daß die beobachteten Verhaltenseinheiten bei allen Individuen gleichmäßig ausgeprägt sind. Man braucht nur an die C.G. Jung'schen Charaktertypen (90) zu denken, um zu sehen, daß das nicht der Fall ist. Jung kategorisiert die Persönlichkeitsstrukturen gerade nach der Überwertigkeit bzw Inferiorität der Funktionen Empfindung vs Intuition und Denken vs Fühlen. Es kann sich also die Persönlichkeitsstruktur eines Individuums vorwiegend bzw überwertig in einer dieser Funktionen ausdrücken und gerade diese Einseitigkeit oder Verschiebung wäre als charakteristisch zu diagnostizieren. Das Gleichgewicht zwischen diesen Funktionen wird von Jung als Voraussetzung der schöpferischen Potenz angesehen.

Auch bei Rapaport (134, 136) finden wir Darstellungen der übermäßigen Triebabfuhr in einen der drei Bereiche Denken, Affekt und Handeln, wenn die anderen beiden Abfuhrmöglichkeiten versperrt sind - ein Phänomen, das jedem Diagnostiker bekannt ist und schon von Freud angesprochen wurde, wenn er von halluzinatorischer Triebbefriedigung sprach. Holt (86) zeigte fließende Übergänge zwischen Wahrnehmung und Vorstellung, indem er feststellt, "daß alle Bilder Endprodukte von Gestaltungsprozessen sind, und daß die übliche Dichotomie Wahrnehmung vs Vorstellung (mental image) ersetzt werden sollte durch ein Kontinuum, auf dem diese entgegengesetzten Begriffe Idealtypen sind, die kaum, wenn überhaupt jemals in der Realität vorkommen." (S. 15, eigene Übersetzung).

Demnach kann also die trennende Unterscheidung der einzelnen Fähigkeiten des Ich für die Psychodiagnostik nur von relativem Wert sein. Es sind immer auch die Beziehungen dieser Fähigkeiten untereinander zu berücksichtigen. In der Kombination des Aufsuchens sich entsprechender Gestalten in den einzelnen Verhaltenseinheiten mit der Beachtung der - eine neue Gestalt bildenden - Relationen der Verhaltenseinheiten kommen wir m.E. dem hier verfolgten Ziel näher, ein diagnostisches System darzustellen, das als Abbild des klinischen Erfassens einer Persönlichkeitsstruktur durch eine geübte und kontrollierte Intuition gelten kann.

Doch sehen wir uns dieses intuitive Vorgehen noch

einmal genauer an: Es handelt sich dabei ja um eine durch Empathie ermöglichte Nachgestaltung der subjektiven Realität des Probanden im Diagnostiker. Auffällig ist, daß der Diagnostiker durch ganz unterschiedliche "Linsen" schauen kann, die ihm verschiedene Ausschnitte in unterschiedlicher Vergrößerung liefern. Und zwar muß die Fähigkeit der Gestaltwahrnehmung und Vergrößerung mikroskopische Ausmaße annehmen, wenn man z.B. aus der Beschreibung einer Wahrnehmung zu einem Rorschach-Klecks oder gar aus der Art einer Handbewegung des Probanden Charakteristika seiner Persönlichkeitsstruktur erschließen will. Diese Fähigkeit besitzt an sich mehr oder weniger jeder Mensch. Sie spielt eine große Rolle bei der interpersonellen Wahrnehmung und sollte beim Diagnostiker besonders gut geschult und kontrolliert sein.

Wenn es aber möglich ist, aus einer einzigen Lebensäußerung intuitiv ein Bild der Gesamtpersönlichkeit vor sich zu haben, dann ist bewiesen, daß die Intuition die Aufschlüsselung der Persönlichkeit in einzelne "Ichfunktionen" nicht nötig hat und daß es sich dabei um eine zwar unumgängliche aber zumindest bisher noch recht unzulängliche wissenschaftliche Systematisierung handelt.

Wir können die Diskussion der ichpsychologischen Erfassung von Erlebnis- und Verhaltensweisen nicht abschließen, ohne auf die Gefahren der Absolutsetzung dieses Systems und der Nichtbeachtung seiner Grenzen hinzuweisen. Wenn man sich längere Zeit mit den Prob-

lemen der Ichpsychologischen Diagnostik beschäftigt hat, sieht man schließlich alle Äußerungen und Leistungen eines Menschen unter dem Gesichtspunkt der Konfliktbewältigung und der Neurosenlehre. Dabei vergißt man mindestens zwei wesentliche Variablen: konstitutionelle Begabungen und Fähigkeiten (vgl. 2.1.2) und organische, speziell auch hirnorganische Gegebenheiten.

Der tägliche Umgang des in der Psychodiagnostik tätigen Klinischen Psychologen mit Fragen der Intelligenz, der Begabung, der hirnorganischen und psychosomatischen Störungen und nicht zuletzt mit Problemen der Diagnostik psychosozialer Beziehungen in Familie, Schule, Beruf, Gefängnissen etc macht deutlich, daß dringend Beziehungen hergestellt werden müssen zu anderen psychodiagnostischen Methoden, und daß es noch weite Bereiche der Psychodiagnostik bzw der psychischen oder psychosomatischen Phänomene gibt, die bisher nicht im dialektischen Sinn erfaßt wurden. Es muß versucht werden, auch für die bisher ausschließlich statisch gesehenen Kategorien psychodynamische Beobachtungsmethoden zu entwickeln. Trotz Freuds intensiver (und inzwischen von der Wissenschaft überholter) Bemühungen um die Verbindungen zwischen Neurophysiologie und Psychoanalyse stehen wir noch heute in der Diagnostik vor dem Gebiet der physiologischen Prozesse, vor allem im hirnorganischen Bereich, als dem "ganz anderen", mit unseren Methoden kaum faßbaren Bereich. Auch für die immer notwendiger werdende Erfassung psychosozialer Zusammenhänge

fehlen uns weitgehend noch Kategorien und Methoden, so daß die Ichpsychologische Diagnostik in ihrer derzeitigen Form fast ausschließlich auf die Diagnostik des Individuums beschränkt ist.

2. 2. 5. Zusammenfassung

Bei Durchsicht der Beschreibungen von "Ichfunktionen" fanden sich meist Aufzählungen von teils metapsychologisch, teils klinisch definierten Funktionen und Fähigkeiten. Um der begrifflichen Klarheit willen wurde vorgeschlagen, hier eine Trennung vorzunehmen.

Als Grundprinzip eines diagnostischen Systems ließ sich keiner der klassischen metapsychologischen Standpunkte heranziehen, weshalb zu diesem Zweck ein Begriff gewählt wurde, der alle diese Standpunkte implizieren kann und dem im ersten Kapitel dargestellten dialektischen Grundprinzip entspricht: die synthetische Funktion.

Anschließend wurde kritisch dargestellt, wie U. Moser und S.J.Sperling sich um eine Systematisierung der Abwehrmechanismen bemühten. Die Metapher "Flucht" schien als Grundvorstellung für die Abwehrprozesse geeignet, wobei sich jedoch die Frage stellte, inwieweit es sinnvoll und möglich ist, objektiv zu beurteilen, w o v o r die Flucht ergriffen wird. Welche Daten wären grundsätzlich wahrnehmbar gewesen, wenn sie nicht hätten abgewehrt werden müssen? Es zeigte

sich, daß die Suche nach einer Norm (im einseitig objektiven und subjektiven Sinn), an der gemessen werden soll, was abgewehrt wird, dem Gegenstand der Diagnostik nicht gerecht werden kann. Eine Lösung dieses Problems wurde darin gesehen, daß die diagnostische Methode als Beschreibung von Spannungszuständen innerhalb eines bestimmten Systems (intrapersonell oder interpersonell) aufgefaßt wird. Der Bezugsrahmen dieses Systems ersetzt die für die psychometrischen Verfahren notwendige statistische Norm.

Da die enge (auf pathologische Phänomene begrenzte) Definition des Begriffes Abwehr eine wertende Einstellung des Diagnostikers impliziert und Probleme der Diagnostik im "normalen" Bereich sowie bei der Abgrenzung zwischen "gesunden" und "kranken" Mechanismen mit sich bringt, wurde Th. C. Kroebers erweitertes Konzept der "Ichmechanismen" aufgegriffen, das die sog. "coping functions" mit einbezieht.

Die hier gegebene Definition dieser Ichmechanismen als jeweils für eine bestimmte Ichstruktur optimale Synthese zwischen Triebwunsch und (innerer und äußerer) Realisationsmöglichkeit führte zu dem Schluß, daß der Begriff der "Selektion" zur Darstellung der Aktivität der Ichmechanismen am geeignetsten ist. Er ersetzte die Metapher "Flucht", die für die enge Definition der Abwehrmechanismen geeignet erschien.

Die Probleme der Operationalisierung solcher Ichmechanismen wurden deutlich angesichts der experimentellen Untersuchungen und theoretischen Überlegungen zur Psychodiagnostik bei einigen amerikanischen Autoren. Sie sind vor allem in der bisher unzureichenden Differenzierung des Persönlichkeitsmodells begründet. Die Versuche, gleiche Gestaltbildungen in verschiedenen Dimensionen der Persönlichkeit (Motivationsprozesse, kognitive Prozesse etc) zu erkennen, zeigen, daß es letztlich bei der Entwicklung psychodiagnostischer Techniken und Konzepte um eine wissenschaftlich kontrollierte Abbildung der intuitiven Fremdwahrnehmung geht.

Abschließend wurde auf einige Gefahren und Grenzen dieser Form von Diagnostik hingewiesen und die Notwendigkeit ihrer Erweiterung und Fortentwicklung aufgezeigt.

3. Primär- und Sekundärprozeß

3. 1. Die theoretische Problematik dieser Konzepte

3. 1. 1. Die triebenergetisch-dualistische Definition von Primär- und Sekundärprozeß

Nach der allgemeinen Darstellung der theoretischen Vorstellungen über Ichfunktionen, Abwehrmechanismen und Ichmechanismen soll in diesem Kapitel nun ein

Ichmechanismus kritisch beleuchtet werden, der sich als besonders relevant für die Diagnostik erwiesen hat: die Fähigkeit des Ich, auf verschiedenen Bewußtseinsstufen bzw in wechselndem Abstand zur Realität zu funktionieren. Die Psychoanalyse hat für diese Phänomene die Begriffe Primär- und Sekundärprozeß und Regression entwickelt. Ausgehend von seinen Überlegungen zur Traumentstehung und Traumdeutung sah sich Freud schon zu Beginn seiner eigentlich psychologischen Forschungstätigkeit dazu veranlaßt, Erklärungsmöglichkeiten für das Vorhandensein so unterschiedlicher Formen des Denkens und Vorstellens zu suchen, wie wir sie in Traum und Wachbewußtsein vor uns haben. Im Gegensatz zum logischen Denken des Wachbewußtseins fand er die Denkprozesse im Traum charakterisiert durch Verschiebung, Verdichtung und Symbolisierung. Dabei beschrieb er, seinem damaligen dualistischen Grundkonzept entsprechend, die "Sprache des Traumes" vom Standpunkt des logischen Denkens aus. Aus diesem Blickwinkel erschienen die Ausdrucksmittel des Traumes "überdeterminiert" und "kümmerlich" (36, S. 673).

Der Dualismus der Freud'schen Theoriebildung zeigt sich auch in seinen metapsychologischen Hypothesen über den Primär- und Sekundärprozess. Er ordnete diese "zwei Prinzipien des psychischen Geschehens" zwei Substrukturen der Persönlichkeit zu: dem System Uw und dem System Ew (später dem Es und dem Ich). Entsprechend standen beide Prozesse unter der Herr-

schaft zweier antagonistischer Prinzipien, des Lustprinzips bzw des Realitätsprinzips. Eine Anpassung dieser Vorstellungen an eine dialektisch verstandene "Ichpsychologie" wurde weder von Freud selbst vorgenommen noch findet man sie bei einem der nachfolgenden Theoretiker.

Getreu dem Ideal der damaligen Wissenschaftlichkeit stellte Freud zunächst eine ökonomische Hypothese auf, die für die meisten amerikanischen Ichpsychologen (vor allem Rapaport) ausschlaggebend blieb: Der Unterschied zwischen Primär- und Sekundärprozess erklärt sich aus der ungehemmten vs gehemmten Abfuhr psychischer Energie bzw aus direkter vs aufgeschobener Triebbefriedigung. Die hier verwendeten Metaphern stammen aus Freuds "Neuronentheorie". Er schreibt dort: "Alle Leistungen des Neuronensystems sind entweder unter den Gesichtspunkt der Primärfunktion oder der Sekundärfunktion, die durch Not des Lebens aufgedrungen ist, zu bringen Das einzelne Neuron ist so Abbild des gesamten Neuronensystems mit seinem zwispältigen Bau, der Axenzylinder des Abfuhrorgan. Die Sekundärfunktion aber, die eine Aufspeicherung von Quantität verlangt, ist ermöglicht durch die Annahme von Widerständen, die sich der Abfuhr entgegensetzen, und der Bau der Neuronen legt es nahe, die Widerstände sämtlich in die K o n t a k t e zu versetzen, die hierdurch den Wert von S c h r a n k e n erhalten. Die Annahme der K o n t a k t s c h r a n k e n ist fruchtbar nach vielen Richtungen." (34, S. 307, Hervorhebungen im Original)

Diese physiologischen Hypothesen erinnern uns an Freuds gleichzeitige Versuche mit der kathartischen Methode der Psychotherapie. Es ging ihm damals um die Alternative zwischen Abfuhr und Hemmung der Abfuhr (vgl. auch 96). In ganz ähnlichem Sinn leitet Rapaport (136, 139) aus diesem Hemmungsvorgang, den er Triebaufschub nennt, die Entstehung der psychischen Strukturen ab. Die an der Realität orientierte Verzögerung der Triebentladung bzw eine Triebbefriedigung auf realitätsbezogenen Umwegen wird von Rapaport als sekundäres Modell des Handelns, des Denkens und des Affekts dargestellt.

Die damit einhergehenden Vorstellungen von freier vs gebundener Besetzung lassen an eine Gegenüberstellung von Chaos und Ordnung denken. Holt widerspricht der rein energetischen Interpretation bei Rapaport, indem er darauf hinwies, daß es ja gerade Freuds große Leistung war, den Sinn und damit eine eigene Struktur in den bis dahin scheinbar unverständlichen Phänomenen des Traumes und der neurotischen Phantasien nachzuweisen. Damit betont Holt die Notwendigkeit einer strukturellen Betrachtungsweise des Primärprozesses (83, S. 347). Er sieht die Möglichkeit eines Kontinuums zwischen reinem Primärprozess auf der einen Seite und reinem Sekundärprozess auf der anderen, wobei sich die tatsächlich angetroffenen Denkprozesse irgendwo zwischen diesen beiden Extremen befänden. Auf der Grundlage dieser theoretischen Voraussetzungen entwickelte Holt sein System zur Signierung des Primärprozesses im Rorschach, das im nächsten Kapitel eingehender referiert werden soll. Aus der Darstellung dieses Kontinu-

ums geht hervor, daß Holt für die diagnostizierten kognitiven Prozesse jeweils feststellen will, an welcher Stelle des Kontinuums sie sich befinden, d.h. aber wie weit der Sekundärprozess vom Primärprozess beeinflusst oder beherrscht wird und umgekehrt (87). Die Kontinuität besteht ausschließlich in zunehmender Dominanz eines der beiden Kontrahenten, ganz im Sinne der dualistischen Auseinandersetzung zwischen Es und Ich bei Freud (vgl. 2.1.1.).

Ein weiterer Gesichtspunkt zur strukturellen Betrachtung von Primär- und Sekundärprozeß stammt von Holt und Gill. Nach diesen Autoren handelt es sich um unterschiedliche Strukturen, die beide bei Geburt vorhanden sind und eine jeweils eigene Entwicklung haben (83, 63). Nach Freud (42, 48, 53) und Rapaport (141) dagegen entwickelt sich der Sekundärprozess aus dem bei Geburt vorhandenen Primärprozess. Nach Freud entspricht diese Entwicklung der Entstehung des Ich aus dem bei Geburt vorhandenen Es als dessen der Außenwelt zugewandter Teil. Rapaport sieht diesen Vorgang vor allem unter dem Konzept der Neutralisierung von Triebenergie.

3. 1. 2. Der Begriff der Regression als Ausdruck der Beziehung zwischen Sekundär- und Primärprozeß

Nur wenn man annimmt, daß sich der Sekundärprozess aus dem Primärprozess entwickelt, ergibt der Begriff der Regression, also des Rückschritts vom Sekundär-

prozess zum Primärprozess, einen Sinn. Allerdings wehrten sich Forscher, die die Manifestationen der Kunst im Rahmen der Konzepte von Primär- und Sekundärprozess untersuchten, gegen die Behauptung, daß es sich hierbei um "primitive; infantile, nicht entwickelte" Verhaltensweisen handle (149, 104, 126). Es mußte deshalb eine ganz spezifische Kombination von Primär- und Sekundärprozess gefunden werden, die für die Kreativität im Gegensatz zu psychotischen Zuständen zutraf.

Dafür bieten sich zwei Möglichkeiten an: entweder man nimmt einen sog. "Tertiärprozess" (4, 5, zit. nach Noy 126) an für ganz bestimmte Kombinationen von Primär- und Sekundärprozess, die in Kunst und Kreativität sichtbar werden, oder man schließt sich der Kris'schen Vorstellung von einer besonderen Art von Regression an, nämlich einer "Regression im Dienste des Ich" (102).

Da dieser Begriff für die diagnostische Beurteilung der "Ichstärke" zentrale Bedeutung erlangte, scheint es sinnvoll, ihn genauer zu untersuchen. Kris führt ihn mit folgenden Worten ein: "Im Traum hat das Ich die Zügel seiner Herrschaft gelockert und die Arbeitsweise des Primärvorgangs gelangt zum Durchbruch, im Witz und in der Karikatur steht der Primärvorgang im Dienste des Ichs. Schon diese Formulierung aber läßt erkennen, daß es sich um ein allgemeineres Problem handelt; der Gegensatz zwischen dem von der Regression überwältigten Ich und einer "Regression im Dienste

des Ichs" - si licet venia verbo - betrifft ein weites und großartiges Gebiet psychischen Geschehens." (102, S. 454).

Unwillkürlich denkt man bei solcher Formulierung an das Freud'sche Bild vom Reiter (Ich) auf dem Pferd (Es) (48, S. 253). In ihrer klassischen Tradition frägt die Psychoanalyse nach dem Herrschaftsverhältnis zwischen beiden, und zwar geht es dabei vorwiegend um die Feststellung, wieweit das Pferd den Reiter beherrscht (neurotische Regression oder "Regression im Dienste des Es", wie man sagen könnte) oder wieweit der Reiter das Pferd in seinen Dienst stellen kann ("Regression im Dienste des Ichs"). Die Frage, in welchem Grad der Reiter das Pferd überwältigt ("Regression im Dienste des Überich") stellt sich in der theoretischen Diskussion weniger, obwohl klinisch durchaus bekannt ist, daß ein Übermaß an Rationalität, etwa bei zwanghaftem Denken, auch Verzerrungen der Realität mit sich bringt.

Ich will damit sagen, daß in all diesen theoretischen Konzepten ein traditionsbedingter, noch von der Es-Psychologie geprägter Dualismus zu finden ist, der sich auch auf das diagnostische Denken auswirkt. Innerhalb dieses Dualismus werden folgende Alternativen gegenübergestellt und genetisch als früh und spät eingeordnet: Trieb (=Chaos) vs logisches Denken (=Ordnung), Lust (=Triebbefriedigung) vs Frustration (die häufig sogar mit Realität gleichgesetzt wird). Dahinter steht ein aus dem 19. Jahrhundert stam-

menendes Konzept von "Normalität", das aus unserer heutigen Sicht eigentlich schon längst als pathologisch zu bezeichnen ist. Unter dem Begriff der "Entdialektisierung" ist dieses Phänomen ja auch weitgehend bekannt. Rycroft schreibt mit Recht: "Da aber menschliche Wesen einheitliche Kreaturen sind und nicht Phantomseelen, die auf einem Tierkörper reiten (er meint Freuds Bild vom Reiter auf dem Pferd, Th. B.), setzt diese Metapher, die den Zustand von Psychoneurotikern sehr schön beschreibt, als normal eine Spaltung zwischen Seele und Körper, zwischen rationalem Wollen (will) und Triebbedürfnis (desire) voraus, die ihrerseits als pathologisch betrachtet werden kann." (149, S. 110, eigene Übersetzung)

Aufgrund dieser Gedankengänge stellt sich nun die Frage, wieweit das Kris'sche Konzept der Regression im Dienste des Ich als Indiz für kreative Fähigkeiten und das entsprechende Holt'sche Konzept der adaptiven Regression als Indiz für psychische Gesundheit vertretbar und anwendbar ist. Ich bin der Meinung, daß diese Konzepte wohl etwas sehr wichtiges repräsentieren, nämlich - wie Holt mit seinem Begriff der "adaptiven Regression" klar ausdrückt - die Anpassung von Triebbedürfnissen an die Realität. Dabei ist nicht zu vergessen, daß die amerikanischen Ichpsychologen unter Realität Logik, Triebfrustration, ganz allgemein Konvention verstehen. Wie ich noch zeigen werde, ist diese Auffassung in Holts diagnostischem System gut nachzuweisen (vgl. 3.2.1.). Der Grad der Anpassung an die Konvention ist ein wichtiges diagnostisches

Kriterium; wenn man ihn allerdings mit psychischer Gesundheit gleichsetzt, steht man auf dem Standpunkt einer Anpassungs- oder Überlebenspsychologie.

Rycroft, der die Gefahr der amerikanischen Ichpsychologie, Rationalität und Konvention für "normal" zu halten, deutlich sah, versuchte eine Umkehrung der klassischen Theorie von Primär- und Sekundärprozess: "Anstelle der Hypothese, daß psychische Entwicklung durch Unterdrückung einer angeborenen Tendenz zur halluzinatorischen Wunscherfüllung und Aufsetzen einer gelernten Anpassungsfähigkeit vor sich geht, wird die alternative Hypothese vorgeschlagen, daß das menschliche Kind sein Leben in einem Zustand primärer Integration beginnt (...), in welchem seine Erwartungen und seine Fähigkeit wahrzunehmen und Signale abzugeben übereinstimmen und beides korrespondiert mit den möglichen Reaktionen auf die von Hartmann so genannte 'durchschnittlich zu erwartende Außenweltsituation' In dem Maße wie seine Erwartungen erfüllt werden, bleibt die primäre Integration bestehen und es behält das Gefühl der primären Verbundenheit mit der Umwelt Soweit aber Erwartungen enttäuscht werden, und der Zustand der primären Verbundenheit unterbrochen wird, tritt eine Dissoziation ein in der Weise, daß das Wunschenken und die Anpassung an die Umwelt sich in unterschiedlichen psychischen Bereichen auswirken." (149, S. 111/112, eigene Übersetzung)

Statt der Vorstellung eines Kampfes um die Vorherr-

schaft nimmt Rycroft also die Alternative Assoziation vs Dissoziation von Primär- und Sekundärprozess an, wobei er die Dissoziation der psychischen Störung zuordnet. Am Beispiel der Schizophrenie und der Hysterie versucht er die Adäquatheit seiner Hypothese nachzuweisen.

Wie gesagt handelt es sich dabei nur um eine Umkehrung der Vorstellungen der amerikanischen Ichpsychologie: Die Paradiesvorstellung liegt jetzt im Anfang der Entwicklung, während sie bei Hartmann in der Anpassung an die Realität, also im geglückten Endzustand der Entwicklung lag. Nach Rycrofts System müßte Regression eo ipso Rückkehr zu psychischer Gesundheit bedeuten, was durchaus nicht stimmt.

3. 1. 3. Ein Modell der dialektischen Betrachtung von Primär- und Sekundärprozeß

Wie kann man sich aber das "gesunde" Verhältnis bzw die Einheit von Primär- und Sekundärprozess vorstellen, wenn nicht durch Addition von Trieb und Kontrolle (wie bei Kris und Holt) oder durch Nicht-Dissoziation der primären Integration (wie bei Rycroft)? Wenn man Freuds Überlegungen zum Wesen der Kunst (35, 38, 40, 42, 43) aufmerksam liest, findet man zwar überwiegend die Auffassung von der Kontrolle triebhafter Inhalte. Aber es gibt auch Ansätze zu einer dialektischen Auffassung: "In Wirklichkeit bedeutet die Ersetzung des Lustprinzips durch das Realitätsprinzip keine Absetzung des Lust-

prinzips, sondern nur eine Sicherung desselben Doch ist der endopsychische Eindruck dieser Ersetzung ein so mächtiger gewesen, daß er sich in einem besonderen religiösen Mythos spiegelt. Die Lehre von der Belohnung im Jenseits für den - freiwilligen oder aufgezwungenen - Verzicht auf irdische Lüste ist nichts anderes als die mythische Projektion dieser psychischen Umwälzung." (42, S. 235)

Hier steht das Realitätsprinzip im Dienst des Lustprinzips und umgekehrt. Die "Belohnung im Jenseits" können wir uns als echte dialektische Beziehung zur Umwelt übersetzen. Die Befriedigung wird hier ja nicht erreicht, weil die Frustration vermieden wird, sondern weil sie in adäquater Weise akzeptiert wird. Realitätsverbundenheit ist nicht durch Verbleiben in einer prästabilisierten Harmonie möglich, wie Rycroft meint.

Als Vorstellungshilfe für eine dialektische Betrachtung der Begriffe Primär- und Sekundärprozess eignet sich am besten der genetische Gesichtspunkt. Es können dann beide Konzepte beibehalten werden; allerdings muß sich ihre Bedeutung etwas ändern. Außerdem ist klarzustellen, daß es sich um ein häufiges Mißverständnis des Begriffes der Regression handelt, wenn man sich darunter nur eine Rückkehr zu früheren Erlebnis- und Verhaltensweisen vorstellt. Der Vergleich der primären Modelle der Kognition mit dem Verhalten eines Kindes oder Primitiven verleitet dazu. Ich will damit nicht bestreiten, daß es sich um

vergleichbare Prozesse handelt, aber die Vorstellung, ein Mensch könnte noch einmal der werden, der er einmal war, ist illusorisch. Er agiert und reagiert immer aus dem ganzen Spektrum seiner Differenzierungen, d.h. aus seiner ganzen Geschichte - wenn es auch manchmal wegen bestimmter Abwehrmechanismen so aussieht, als hätte seine Entwicklung seit seiner frühen Kindheit stillgestanden. Die Pathologie der Regression beruht ja gerade darauf, daß die Reaktionsweise des Individuums zwar einer früheren Situation angemessen wäre, nicht aber der aktuellen Situation. Und zu dieser aktuellen Situation gehört auch das Lebensalter der Person.

Die Grundthese der hier vorgeschlagenen Konzeption der "zwei Prinzipien des psychischen Geschehens" ist, daß sich der Sekundärprozess aus dem Primärprozess durch D i f f e r e n z i e r u n g entwickelt. Da alle jemals vorhandenen Erlebnisweisen in der Persönlichkeitsstruktur erhalten bleiben, ist die ganze Skala bisher erlebter primärer und sekundärer Verhaltensweisen grundsätzlich in jedem Augenblick verfügbar - es sei denn, daß manche von ihnen wegen erlittener Traumata mit Angst verbunden sind und deshalb vom Ich vermieden werden müssen. Auf diese Weise entstehen "Barrieren", die die freie Beweglichkeit des Ich im Bereich der Primär- und Sekundärprozesse einschränken. Damit ist aber immer eine intra- und interpsychische Kommunikationsstörung verbunden, deren Diagnostik ich im nächsten Kapitel versuchen möchte darzustellen (vgl. 3.2.3.).

Um zu zeigen, wie ein primärer in einen - relativ zu diesem - sekundären psychischen Zustand übergeht, möchte ich das Modell der hierzu nötigen Differenzierungsschritte genauer beschreiben: Den ersten Schritt kann man sich jeweils in dem Auftreten eines Bedürfnisses im Ich durch innere oder äußere Stimulation vorstellen. Der zweite Schritt bestünde dann in der Verarbeitung dieses Bedürfnisses im Ich in einem Kompromiß zwischen dem Bedürfnis einerseits und den in der jeweiligen Umwelt gegebenen Möglichkeiten der Befriedigung (bzw der Frustration) unter Berücksichtigung der bis zum jeweiligen Zeitpunkt erworbenen Ichstruktur (Abwehrmechanismen, Überich, Ichideal).

Für diesen Kompromiß gibt es drei idealtypische Lösungen:

- a) Das Bedürfnis wird vom Ich und/oder von der Umwelt nicht zur Befriedigung zugelassen. Diese Frustration erlebt das Ich als schmerzhaft; es bildet einen Mechanismus, der solche Verletzung in Zukunft verhindern soll. Auf die verschiedensten Arten (je nach Konstitution und bis dahin erworbener Ichstruktur) wird ein Wiederauftreten dieses Bedürfnisses im Ich verhindert. Eigentümlicherweise bekommt es zugleich mit der frustrierenden Umwelt im bewußten oder unbewußten Erleben die Qualität "böse" und wird durch die ständige Gefahr, daß es sich gegen die Abwehrstruktur durchsetzen

könnte, zum Ursprung von Schuldgefühlen.

Für unser Modell von Primär- und Sekundärprozess bedeutet diese Lösung, daß der Antrieb in einem primären Zustand verbleibt, in dem er sich dann auch in der "Regression" bzw in der diagnostischen Untersuchung der verfügbaren Verhaltensweisen zu erkennen gibt. Es hat zwar eine Veränderung in der Persönlichkeitsstruktur stattgefunden, aber nicht im Sinn einer Differenzierung und der damit verbundenen echten Kontaktmöglichkeit zur Realität, sondern im Sinn einer Stereotypisierung: "Wann immer dieses Bedürfnis auftritt, muß es auf diese Art abgewehrt werden, unabhängig von der dann anzutreffenden Situation". Der Antrieb selbst bleibt in seinem primären, pauschalen Zustand, wenn auch abgewehrt, bestehen. In Zukunft wird er im Ich deswegen Angst hervorrufen, weil er zu undifferenziert auftritt, und das Ich keine Verhaltensweise kennt, ihn mit der Realität in dialektische Beziehung zu bringen. Die analytischen Begriffe der Frustrationsintoleranz und Fixierung für diesen Zustand sind bekannt. An die Stelle des Antriebs wurde innerhalb der Ichstruktur ein Prozess sekundärer Art gesetzt, der ihn in Zukunft wenn möglich immer zu vertreten hat. Hier sehen wir das Modell der Ersetzung des Primärprozesses durch den Sekundärprozess vor uns, allerdings als pathologische Variante.

- b) Das Bedürfnis wird aus Schwäche der Umwelt (Verwöhnung) und/oder des Ich (durch vorangegangene Verwöhnungen) voll befriedigt - auf Kosten der Umwelt und zum Schaden der Ichentwicklung. Auch auf diese Weise muß es in seinem primären Zustand bleiben, da das Ich nicht lernt mit der entsprechenden Frustration umzugehen. Es tritt bei einer zukünftigen Frustration dieselbe Angst auf wie bei a). Auch die Rycroft'sche Variante erweist sich demnach als pathologisch.
- c) Das Bedürfnis wird von der Umwelt und vom Ich als zur Person gehörig erlebt und akzeptiert. Jetzt kann es - auch bei Frustration - in dialektischer Auseinandersetzung mit den Befriedigungsmöglichkeiten differenziert werden, d.h. aus seinem p r i m ä r e n, weniger differenzierten in einen s e k u n d ä r e n, differenzierten Zustand übergeführt werden. Mit Hilfe und im Kontakt mit der Umwelt wird ein Stück positiver Identität (21) gewonnen.

Es ist deutlich, daß dieser "Sekundärprozess" unterschieden werden muß von dem unter a) und b) beschriebenen. Er unterscheidet sich von jenem dadurch,

- 1) daß kein isolierter (=abgewehrter, undifferenzierter) Primärprozess mehr neben ihm besteht, der für ihn eine ständige Gefahr bedeutet
- 2) daß er die ganze ursprüngliche, in der Undifferenziertheit liegende Kraft des Primärprozesses zur

Verfügung hat

- 3) daß seine Differenziertheit die Anpassungsfähigkeit des Individuums an die ständig wechselnden Gegebenheiten der Realität gewährleistet. Der Begriff Anpassung wird hier als dialektische Beziehung verstanden.

Man könnte diesen "kreativen Sekundärprozess" gleichermaßen als "primären Sekundärprozess" und als "sekundären Primärprozess" bezeichnen. Das Problem der Alternative oder Kombination dieser beiden Prozesse wäre in dieser Betrachtungsweise gelöst.

Das hier beschriebene Bild des "kreativen Sekundärprozesses" scheint sich nur wenig von der Kris'schen "Regression im Dienste des Ich" zu unterscheiden. Auch ich sprach davon, daß der Primärprozess im Dienste des Sekundärprozesses steht, und daß der Sekundärprozess eine Kontrolle über den Primärprozess ausübt. So ist kaum einzusehen, warum ich die Einführung eines neuen Begriffes befürwortete. Sie scheint mir deswegen notwendig und berechtigt, weil eine Erweiterung des Kris'schen Konzepts stattgefunden hat: Nicht nur der Primärprozess steht im Dienste des Sekundärprozesses, sondern der kreative Sekundärprozess steht auch umgekehrt im Dienste des Primärprozesses, weil er die Flexibilität der Anpassung und damit erhöhte Befriedigungsmöglichkeiten gewährleistet. Außerdem ist "Kontrolle" nicht mehr im Sinn einer Überich-Psychologie als "Aufsicht" zu verstehen, sondern als

"Berücksichtigung" oder "Einbeziehung ins Erleben". Sie wird in dieser Sicht nicht nur vom Sekundärprozess oder den Primärprozess ausgeübt, sondern auch umgekehrt. Nur wenn bei primärprozesshaftem Handeln gleichzeitig auch die differenzierteren Erlebnismöglichkeiten des Sekundärprozesses verfügbar sind und mitschwingen, ist ja ein echtes Kontakterleben möglich. Umgekehrt ist über die Notwendigkeit der Beteiligung kreativer und intuitiver Erlebnismöglichkeiten selbst in der wissenschaftlichen Forschung schon viel geschrieben worden. Ein diagnostisches System zur Erfassung des kreativen Sekundärprozesses kann deshalb, wie ich im nächsten Kapitel näher ausführen werde, nicht auf der Addition von Primär- und Sekundärprozess beruhen und auch nicht auf einer Multiplikation von Primärprozess und Kontrolle (wie im Holt'schen System, vgl. 3.2.1.).

Ein Problem bleibt trotzdem bestehen: Nach der bisherigen Argumentation sieht es so aus, als wäre psychische Gesundheit mit Kreativität und Kunst völlig gleichzusetzen. Dann wären Künstler die psychisch gesündesten Menschen. Die Beobachtung, daß diese Behauptung nicht stimmt, macht uns darauf aufmerksam, daß die beschriebenen Differenzierungsschritte in ganz verschiedenen Erlebnis- und Kontaktbereichen vor sich gehen. Es ist deshalb möglich, daß aufgrund einer spezifischen Begabung innerhalb eines solchen Ausschnittes - etwa der Musik oder der bildenden Kunst - bei einem Menschen die

Entwicklung weitgehend im Sinn der kreativen Differenzierung abläuft.

Wenn die Auseinandersetzung mit einem solchen Medium von Anfang an angstfrei verlaufen kann, muß keine icheinschränkende Abwehr erfolgen. Es werden keine "Barrieren" zwischen Primär- und Sekundärprozess errichtet. Jede Begegnung mit diesem Medium verläuft über die Gesamtperson oder, wenn man so sagen will, über die Personmitte. Daraus entsteht beim künstlerischen Menschen ein fundamentales Gefühl der Selbstsicherheit, eine Art Vertrauen in die eigene Person, allerdings nur für diesen einen Kontaktbereich. Die anderen Kontaktbereiche können genauso gestört sein wie bei "normalen Menschen". Wegen der erhöhten Sensibilität sind sie sogar häufig stärker gestört.

Diese neurotischen Anteile werden dann meist kompensativ durch ein besonders starkes Gestaltungsbedürfnis bewältigt. In dem vom Hörer oder Betrachter identifikatorisch nacherlebten Kunstwerk ist deshalb immer zweierlei zu finden: die Angst um das Gelingen oder Mißlingen der eigenen Identitätsfindung, also das Drama der Neurose, und die Möglichkeit und Notwendigkeit dies alles zu gestalten und dadurch in seiner ganzen Realität zu erleben.

Für die Diagnostik ergeben diese Überlegungen weitreichende Folgen. Spezifische Begabungen und Kreativität werden einbezogen werden müssen in unsere

diagnostischen Fragestellungen. Vor allem scheint es nötig, einzelne Kontakt- und Erlebnisbereiche zu ermitteln, innerhalb deren die Verfügbarkeit primärer und sekundärer Verhaltensweisen zu bestimmen ist.

3. 1. 4. Zusammenfassung

Die Konzepte Primär- und Sekundärprozeß werden noch heute in der Literatur, wie schon bei Freud, triebenergetisch und dualistisch gesehen. Das Verhältnis zwischen beiden wird meist als eine Frage der Dominanz des einen über den anderen dargestellt.

Am Begriff der Regression in der amerikanischen Ichpsychologie wurde gezeigt, daß auch hier der klassischen psychoanalytischen Theorie entsprechend psychische Gesundheit und Kreativität als Ausdruck der Kontrolle von Triebbedürfnissen durch das Ich (Sekundärprozeß) im Gegensatz zur Überwältigung des Ich durch Triebbedürfnisse (Primärprozeß) definiert wird.

Von der Verfasserin wurde anschließend der Versuch gemacht, ein Modell der dialektischen Betrachtung von Primär- und Sekundärprozeß zu entwerfen. Dieses Modell beruht auf der Grundvorstellung der Differenzierung primärer Verhaltens- und Erlebnisweisen durch eine Vielzahl einzelner dialektischer Entwicklungsschritte. Das Gelingen dieser Schritte und die damit eintretende Differenzierung ist gekennzeichnet

net durch den Erwerb neuer, der jeweiligen Situation angemessener Reaktionsweisen, während die beiden Varianten des Mißlingens (bei zu großer oder zu geringer Frustration) die primäre Erlebnisweise in ihrem undifferenzierten und damit angstmachenden Zustand zurücklassen. Das Erscheinungsbild dieser Entwicklung ist das der Stereotypie.

3. 2. Die Anwendung dieser Konzepte in der Diagnostik

3. 2. 1. R.R. Holts Manual zur Erfassung des Primärprozesses im Rorschach

Die eben dargestellte Problematik der Begriffe Primär- und Sekundärprozess zeigt sich deutlich in den aus ihnen abgeleiteten diagnostischen Systemen. Am bekanntesten ist das "Rorschach Manual for Primary Process -Scoring" von R.R. Holt (88). Es wurde 1956 von Holt und Mitarbeitern entwickelt und liegt jetzt in der 10. veränderten Auflage vor. Das Ziel dieses Manuals ist in erster Linie eine Validierung psychoanalytischer Konzepte auf quantifizierendem Weg, in zweiter Linie die Erarbeitung eines Hilfsmittels für die praktische Diagnostik. Eine lange Reihe aufeinander bezogener Experimente zur Verbesserung dieses Manuals brachte eine außerordentliche Differenziertheit in der Erfassung der Manifestationen des Primärprozesses. Da es sich hier um das zur Zeit modernste System in der ichpsychologischen Diagnostik handelt, dessen Grundannahmen zunehmend Einfluß gewinnen auf die psychodiagnostische Ausbildung, soll es hier exemplarisch beschrieben und kritisch beurteilt werden.

Holt versucht die Manifestationen des Primärprozesses in inhaltlichen und formalen Kategorien zu erfassen, die aus der psychoanalytischen Theorie abgeleitet sind. Für die inhaltlichen Variablen unterscheidet er Triebe mit libidinösen und Triebe mit aggressiven Zielen, bei den libidinösen wiederum oral-rezeptive, oral-aggressive, anale, sexuelle, exhibitionistisch-voyeuristische, homosexuelle und eine Gruppe anderer Triebrepräsentanzen, die nicht in die vorigen Kategorien fallen. Die aggressiven Triebrepräsentanzen werden in sadistische, masochistische Aggression und vollzogene Aggression "results of aggression" eingeteilt.

Praktisch sieht das so aus, daß man die Deutungen zu den Rorschach-Klecksen daraufhin untersucht, ob in ihnen Wahrnehmungsbilder wie Mund (oral) Defäkation (anal) Genitalien (sexuell) Nacktheit (exhibitionistisch-voyeuristisch) Menstruation (miscellaneous libidinal) vorkommen. Je nach dem Grad der Direktheit und "Primitivität" (wie Holt schreibt, 88 Vorwort) des Triebausdrucks werden diese Vorstellungsbilder noch einmal in zwei "levels" eingestuft, so daß z.B. "Geschlechtsverkehr" als dem Primärprozess-Pol näher stehend und "Küssen" als von diesem weiter entfernt eingeordnet wird. Entsprechend verfährt man mit den aggressiven Triebgehalten.

Der Primärprozess wird jeweils als intervenierende Variable bei der Entstehung der Wahrnehmungsbilder

angesehen. Treten solche Inhalte nicht auf, so wird angenommen, daß es sich um neutralisierte Energie handelt. Den Grad der Neutralisierung der motivierenden Triebenergie identifiziert Holt nach folgenden vier Kriterien:

- "1. Es muß in der Antwort irgend ein Triebderivat zu erkennen sein (Wenn nicht, dann sind die zugrunde liegenden Triebe vermutlich neutralisiert).
 2. Wenn der Bezug zu einem Trieb gegeben ist, muß unterschieden werden, ob der Trieb in unmodifizierter, primitiver und direkter Form auftritt im Gegensatz zu einer zivilisierten und sozialisierten Manifestation.
 3. Es muß festgestellt werden, ob der Trieb selbst den kognitiven Prozess beherrscht oder ob er vom kognitiven Prozess unterdrückt und kontrolliert wird.
 4. Schließlich muß geprüft werden, bis zu welchem Grad der Triebdruck logische und realistische Betrachtungsweisen ausschließt. "
- (eigene Übersetzung aus dem Vorwort des Manuals).

Zu den formalen Variablen des Primärprozesses rechnet Holt die drei klassischen Eigentümlichkeiten des Primärprozesses im Traum: Verdichtung, Verschiebung und Symbolisierung, außerdem affektive und

logische Widersprüche sowie "contradictions of reality", worunter er Formen der Inkongruenz mit der Realität versteht. Schließlich wird hier noch eine Gruppe von Störungen des Denkens, der Wahrnehmung und der Verbalisierung angeführt. All diese Störungen bezeichnet Holt als "Versagen der synthetischen Funktion".

Eine weitere Kategorie beinhaltet die Qualität der "Kontrolle und Abwehr" der vorher signierten Manifestationen des Primärprozesses. Positiv eingestuft wird diese Qualität, "wenn die Antwort durch diese Kontrolle verbessert oder als soziale Kommunikation akzeptabler gemacht wird." In Bezug auf "Kontrolle und Abwehr" wird jede Antwort daraufhin beurteilt, welchen Grad von Distanz der Proband zwischen sich und die Antwort legen muß, in welchem Kontext (z.B. humorvoll oder intellektuell) er die Antwort gibt und inwiefern er sie durch Selbstreflexion zu kontrollieren sucht. Es folgt noch eine Reihe klassischer Abwehrmechanismen und eine Kategorie "overt-ness", in der keine Abwehr vorhanden sein soll.

Schließlich wird jede Antwort eines Rorschach-Protokolls noch in Bezug auf ihr Formniveau, die in ihr enthaltene Kreativität, die Abwehrnotwendigkeit (defence demand) und die Wirksamkeit der Abwehr (effectiveness of defence) eingestuft. Das Formniveau kennzeichnet den Realitätskontakt, gemessen an der Formangemessenheit des Wahrnehmungsbildes. Kreativität wird gemessen als statistische Selten-

heit, Formbestimmtheit und Differenziertheit der Antwort. Die Abwehrnotwendigkeit ist ein allgemeines, statistisch definiertes Kriterium. Sie wird bestimmt durch den "Schockwert der Antwort oder den Grad, in dem die zugrunde liegende Vorstellung oder (im Falle der formalen Variablen) die Art wie sie auftaucht, eine Abwehr oder Kontrolle erfordert, damit eine sozial akzeptable Kommunikation erreicht wird." Die soziale Akzeptabilität wird an dem Grad der Auffälligkeit im Rahmen einer "vornehmen Tee-Party" gemessen. Die Wirksamkeit der Kontroll- und Abwehrmaßnahmen wird danach beurteilt, ob sie "die Angst reduzieren oder ihr vorbeugen und eine erfolgreiche, angepasste Antwort ermöglichen". Sie ist von der Einstufung der Kreativität unabhängig.

Den Zusammenhang zwischen künstlerischer Kreativität und dem Maß für "adaptive Regression" im Rorschach beschreibt Holt (85) unter Bezugnahme auf das Konzept von der Regression im Dienste des Ichs. Kris schreibt dazu: "Schematisch gesprochen können wir den Prozess der künstlerisch-schöpferischen Tätigkeit zusammengesetzt sehen aus zwei Phasen, die scharf voneinander getrennt sein können, einander überlappen können, in langsam oder schnell aufeinander folgen können oder auf unterschiedliche Weise miteinander verwoben sein können. Wenn wir sie als Inspiration und Elaboration bezeichnen, beziehen wir uns auf extreme Bedingungen: Der eine Typus ist charakterisiert durch das Gefühl, getrieben zu sein, das Erlebnis überwältigt zu werden, und

die Überzeugung, daß eine Kraft von außen durch den schöpferischen Menschen agiert; beim anderen Typus herrschen das Erlebnis zweckgerichteter Organisation und die Intention ein Problem zu lösen vor. Der erste hat viele gemeinsame Züge mit regressiven Prozessen: Impulse und Antriebe, die sonst verborgen sind, tauchen auf. Das subjektive Erlebnis ist ein Fluß von Gedanken und Bildern, der zum Ausdruck drängt. Der zweite hat viele Züge gemeinsam mit Hingabe an die Arbeit ("work"-dedication) und Konzentration." (104, S. 59 eigene Übersetzung, das Zitat bei Holt wurde von mir aus dem Original etwas erweitert)

Kris teilt den kreativen Prozess in einen regressiven, d.h. unstrukturierten (Inspiration) und in einen kontrollierenden, d.h. die Struktur hervorbringenden (Elaboration). Entsprechend ordnet Holt seine klinischen Konstrukte adaptive vs maladaptive Regression. In der schöpferischen Tätigkeit sieht er eine adaptive Regression, "in der das Ich den Primärprozess kontrolliert und in seinen Dienst stellt." Das Extrem der "maladaptiven Regression" setzt er mit dem psychotischen Zustand gleich, "in dem das Ich vom Primärprozess überwältigt wird." Entsprechend wird das Maß für die adaptive vs maladaptive Regression im Rorschach nach Holt und Goldberger berechnet aus der Summe aller Produkte aus defence demand und effectiveness of defence, dividiert durch die Anzahl der signierten, eine Manifestation des Primärprozesses enthaltenden Antworten.

3. 2. 2. Kritische Beurteilung dieses diagnostischen Systems

Holt konnte für sein System eine im Rahmen psychoanalytischer Forschung außergewöhnlich hohe Auswerter-Reliabilität nachweisen. Durch ständige Verbesserung und Differenzierung der inhaltlichen und formalen Kategorien bietet es außerdem dem Lernenden interessante Anregungen für einen Einstieg in die psychoanalytische Rorschachinterpretation. Trotzdem enthält es einige sehr problematische Punkte, die z.T. in den theoretischen Voraussetzungen, z.T. auch in anfechtbaren diagnostischen Schlüssen zu sehen sind.

Die relativ hohe Objektivität dieses Systems kommt - wie im psychoanalytischen Rahmen nicht anders zu erwarten - auf Kosten der Validität zustande. Holt stellt als Index Verhaltenskategorien auf (z.B. das Deuten von Klecksmaterial als Mund etc), die nur sehr oberflächlich mit den zu diagnostizierenden Erlebnisweisen in Beziehung stehen. Die Reduktion auf "objektiv" den Freudschen Partialtrieben zuordenbare primärprozeßhafte Inhalte stellt eine von Holt bewußt in Kauf genommene Simplifizierung dar. Sie repräsentiert eine Sicht der Psychoanalyse, wie sie in den frühen Stadien ihrer Theoriebildung üblich war: die Beschränkung auf die Beobachtung des Auftretens sexueller Inhalte im Bewußtsein. Freuds Entdeckung vom Zusammenhang bestimmter Erlebnisweisen mit der Funktion von Körperzonen, die in der frühen Kindheit eine große Rolle spielen, führte häufig zu der Annahme, daß Psychoanalyse ausschließlich darin bestünde, das Verhalten des Er-

wachsenen auf seine frühkindlichen Erlebnisse mit diesen Körperzonen zurückzuführen, die als "eigentlich" gelten. Dieses "naturalistische Mißverständnis" der Psychoanalyse brachte ihr den Vorwurf des Pansexualismus. Es wurde vergessen, daß die Psychoanalyse in diesen Körperzonen nur *e i n*, wenn auch im genetischen Verständnis sehr relevantes und brauchbares, Symbolsystem zur Beschreibung von Erlebnisweisen gefunden hatte. Mit fortschreitender Entwicklung der Psychoanalyse wurde deutlich, daß es nicht primär auf die (oralen, analen, sexuellen) Bildinhalte ankam, sondern auf die von ihnen häufig repräsentierten Erlebnisinhalte.

Die isolierte Betrachtung der erwähnten Körperzonen und mit ihnen in Zusammenhang stehender Tätigkeiten als Manifestationen des Primärprozesses bringt zwar eine scheinbare Möglichkeit der Operationalisierung psychoanalytischer Annahmen mit sich. Sie kehrt jedoch in auffälliger Weise zu frühen Stadien der Es-Psychologie zurück, in denen man noch hoffte, Triebbedürfnisse isoliert, d.h. nicht als Gestaltungen des Ich (was immer auch Abwehr im weitesten Sinn implizieren würde) beobachten zu können.

Die Folgen solcher isolierten Betrachtungsweise ergeben sich in zweierlei Hinsicht: Rorschach-Antworten, die andere Bilder beinhalten, werden automatisch als "neutralisiert" angesehen und das Symbolverständnis wird auf eine 1:1-Relation zwischen Zeichen und Bezeichnetem verkürzt, wobei diese Re-

lation durch die a l l g e m e i n e Symbolbedeutung festgelegt ist (vgl. Kap. 5.1.1.).

Die erste dieser Folgen wird deutlich, wenn wir uns vorstellen, daß das Wahrnehmungsbild "Penis" als Rorschach-Antwort selbstverständlich als sexueller Inhalt signiert wird. Die Beschreibung einer Juppiter-Rakete, die sich gerade durch ein Loch in den Wolken bohrt, gilt aber als neutralisierter Inhalt, mag die damit einhergehende Erlebnisweise im Vergleich zu der ersten Antwort noch so primärprozeßhaft sein.

Auf die zweite Gefahr hatte schon Roy Schafer (152) in seinem berühmten Buch über psychoanalytische Rorschach-Interpretation hingewiesen. Obwohl auch er Zuordnungen bestimmter Bildinhalte zu umfassenden Orientierungen (etwa der masochistischen oder der autoritären) vornahm, warnte er doch immer ausdrücklich vor naiver Anwendung dieser Symbolbedeutungen im Stil des Nachschlagens in einem Wörterbuch der Symbolik.

Ein weiterer, sehr problematischer Punkt in dem Holt'schen System ist das Prinzip, den Grad des Triebausdrucks an der Norm der sozialen Akzeptabilität zu messen. Diese Norm ist allerdings statistisch feststellbar und ergibt ein wichtiges diagnostisches Kriterium, das man als "Grad der Anpasstheit an die gesellschaftliche Norm" bezeichnen könnte. Es ist offensichtlich außerordentlich schwierig, ein quanti-

fizierendes System für die Erfassung psychischer Gesundheit zu finden, das sich nicht an dieser statistischen Norm orientiert. Allerdings ist die Problematik der Gleichsetzung von Angepaßtheit im Rahmen einer "vornehmen Teegesellschaft" mit psychischer Gesundheit nicht zu übersehen. Hier scheint mir eine deutliche Auswirkung der amerikanischen "Überich-Psychologie" auf den diagnostischen Bereich gegeben.

Was die Konzepte Primär- und Sekundärprozess betrifft, so steht, ganz im Sinn des im letzten Kapitel beschriebenen theoretischen Standpunkts, die Frage nach den Herrschaftsverhältnissen im Vordergrund. Die formalen Variablen sind definiert als Störungen des Sekundärprozesses. In ihnen wird zum Beispiel unlogisches Denken, fehlerhafte Grammatik und Versprecher registriert. Inkongruenz mit der Realität besteht im Abweichen von der grammatikalischen Norm und wird als Versagen der synthetischen Funktion bezeichnet. Abgesehen davon, daß hier wieder die Anpassung an äußere Normen gemessen wird, fällt doch auf, daß Sekundärprozess gleichgesetzt wird mit Realität und mit begrifflicher Logik. Die anschauliche Logik des Primärprozesses, die sich unter Umständen in einem Versprecher oder in der Darstellung widersprüchlicher Inhalte manifestieren könnte, gilt nicht als Realität. Es ist dies der gleiche Standpunkt, den Freud einnahm, als er die "Sprache des Traumes" als "überdeterminiert" und "kümmerlich"

bezeichnete (vgl. 3.1.1.). Vom Standpunkt der anschaulichen Logik aus wäre ja das begrifflich-logische Denken entsprechend als "unterdeterminiert" zu sehen.

In Holts diagnostischem System tritt die wichtige Überlegung in den Hintergrund, daß es primär um die Erfassung des subjektiven **E r l e b e n s** des Probanden geht. Dieses Erleben aber kann wohl nur über die Gestalt- und Bildhaftigkeit seiner Produktionen in einem weiteren Sinn erfaßt werden. Natürlich ist die Frage nach der Störbarkeit der intellektuellen Funktionen, d.h. aber der Isolierungsfähigkeit des Probanden in bestimmten Zusammenhängen von Bedeutung. Für solche Fälle stellt das Holt'sche System ein gutes Hilfsmittel dar.

Die Tatsache, daß es nicht nur um das **W a s** der Vorstellungsinhalte geht, sondern auch um das **W i e** des Erlebens dieser Inhalte, versucht Holt durch die Einführung eines "affect inquiry" zu berücksichtigen: Der Proband wird nach Beendigung des eigentlichen Testdurchgangs befragt, ob er die einzelnen Wahrnehmungsbilder angenehm oder unangenehm finde. Die Antwort "angenehm" erhöht nach Holt die Einstufung der Abwehrwirksamkeit und umgekehrt. Auch hier wird der anpassungspsychologische Standpunkt deutlich. Nach allem psychoanalytischen Verständnis ist die bewußte und absichtliche Äußerung "angenehm" kein Indiz für Angstfreiheit der Person. Man denke nur an hypomanische oder hysterische

Affektverkehrungen oder an die Möglichkeit der depressiven Anpassung an den Diagnostiker.

Carol Eagle (18), eine Mitarbeiterin von Holt, hat aus diesem System ein entsprechendes Interpretationsschema für thematische Verfahren und Träume entwickelt. Im wesentlichen treffen dieselben Kritikpunkte wie für das Rorschach-Manual auch hier zu. Die Überich-Position und das "naturalistische Mißverständnis" der amerikanischen "Ichpsychologie" sind der Preis für die Fortschritte im Sinn der Quantifizierbarkeit. Diese beiden Fehlerquellen stellen allerdings Probleme dar, mit denen der Diagnostiker ständig konfrontiert ist. Es ist außerordentlich schwer, sie adäquat zu lösen.

3. 2. 3. Die Relevanz des Konzepts "Regression im Dienste des Ichs" für die Persönlichkeitsdiagnostik.

In seinem Aufsatz über die Relevanz des Konzepts Regression im Dienste des Ichs für die Persönlichkeitsdiagnostik (153) beschrieb Roy Schafer die diagnostisch erkennbaren Charakteristika des Primärprozesses im Gegensatz zu denen der Regression im Dienste des Ichs. Diese Beschreibungen sollen hier als Anhaltspunkte verwendet werden, um zu versuchen Indices für die Diagnostik des Primär- und Sekundärprozesses aus einer dialektischen Sicht zu erarbeiten. Wie ich im letzten Kapitel zu zeigen versuchte, muß eine dialektische Diagnostik Kategorien

für eine klare Unterscheidung zwischen dem Vorhandensein von "Barrieren" zwischen Primär- und Sekundärprozess und der durchgängigen Verfügbarkeit beider Erlebnis- und Verhaltensweisen liefern. Die diagnostischen Indikatoren dieser unterschiedlichen Möglichkeiten sind Stereotypie einerseits und Differenziertheit andererseits. Die Alternative zwischen Primär- und Sekundärprozess wird dadurch überflüssig.

Grundsätzlich handelt es sich beim "kreativen Sekundärprozess" (vgl. 3.1.3.) um die Fähigkeit der Berücksichtigung und Einbeziehung primärprozesshafter und sekundärprozesshafter Erlebnis- und Verhaltensweisen. Die Verfügbarkeit einer breiten Variabilität von Möglichkeiten ergibt das subjektive Gefühl der Spannung, einer Spannung, aus der Kraft bezogen werden kann. Meist wird der Begriff der Spannung innerhalb einer Person im negativen Sinn verwendet, als Spannung zwischen unvereinbaren Polen. Es handelt sich dann um einen Dualismus zwischen Primär- und Sekundärprozess, bei dem es um ein entweder - oder zwischen den beiden Polen der Spannung geht. Diese Art von Spannung, die man vielleicht besser als Verspannung bezeichnen sollte, verbraucht Kraft.

Im Einzelnen beschreibt Roy Schafer (153, S. 88, eigene Übersetzung) die Gegensätze zwischen Primär- und Sekundärprozess anhand der diagnostischen Kategorien des Denkens, des Gedächtnisses, der Wahrnehmung,

der Affektbildung und der Motilität.

Das Denken unter der Dominanz des Primärprozesses ist nach Roy Schafer "unreflektiert, zeitlos und konkret", während es unter der Dominanz des Sekundärprozesses "reflektiv ist, eine Zeitperspektive beinhaltet und abstrakte Vorstellungen verwendet, die Beziehungen in der Realität entsprechen."

Für die Diagnostik des kreativen Sekundärprozesses ist zu bedenken, daß es nicht nur diese beiden Alternativen zu unterscheiden gilt. Diese beiden Denkformen sind zwar häufig alternativ anzutreffen, es genügt aber nicht, die jeweilige Primär- oder Sekundärhaftigkeit festzustellen. Es ist immer auch zu untersuchen, ob der Proband sich in dieser Weise (denkend) verhalten muß (aus einer einschränkenden Abwehrnotwendigkeit heraus, bzw wegen des Vorliegens von "Barrieren" zwischen Primär- und Sekundärprozess) oder ob er sich so verhalten kann.

Diese Unterscheidung wird in erster Linie durch die Beurteilung der Situation möglich, in der sich der Proband befindet. Die Beziehung zu dieser Situation als der gegebenen Realität kann abwehrend oder integrierend sein. Die "Verwendung abstrakter Vorstellungen" kann beim Lösen einer Mathematikaufgabe realitätsgerecht sein, während die Situation des Deutens von Rorschach-Klecksen eher konkret-anschauliches Denken verlangt. In jedem Fall aber ist die

Reaktion daraufhin zu untersuchen, ob es sich um eine Stereotypie handelt, denn es könnte sein, daß gerade die jeweilige diagnostische Situation von der Aufgabenstellung des verwendeten Verfahrens her einen für diesen Probanden relativ angstfreien Bereich trifft. In Situationen, die eine andere Form des Denkens erfordern, würde er dann vielleicht auch nur in dieser Weise denken können. Dort würde dann deutlich, daß seine subjektive Realität mit der objektiven Realität stellenweise keine Beziehung eingehen kann, daß er gegen angstausslösende Stimuli von außen ein eigenes, stereotypes Verhalten setzen muß. Es kann also Situationen geben, in denen die adäquate Reaktion auf die "Beziehungen in der Realität" (s.o.) weniger in der Verwendung "abstrakter Vorstellungen" als in konkretem, unreflektiertem und nur auf das hic et nunc bezogenem Denken besteht. Ähnliches gilt für die im folgenden diskutierten diagnostischen Kategorien.

Das Gedächtnis ist nach Roy Schafer trieborganisiert, wenn es unter der Dominanz des Primärprozesses steht. "Andere Gedächtnisinhalte, die für das aktuelle Triebbedürfnis nicht relevant sind, sind nicht verfügbar. Vom Sekundärprozess beherrschte Gedächtnisfunktionen kennzeichnet er als realitätsorientierte Organisation der Gedächtnisinhalte. Diese sind "frei verfügbar in Abhängigkeit von der realen - sowohl äußeren als auch inneren - Situation."

Roy Schafer stellt hier Primär- und Sekundärprozess

in der Weise gegenüber, daß ersterer die Beziehung zur Situation (Realität) nicht berücksichtigt. Als Sekundärprozess beschreibt er den von mir als kreativ bezeichneten Sekundärprozess. Es ist auch hier festzustellen, daß die Alternative nicht zwischen Trieb und Realität sondern zwischen Adäquatheit und Inadäquatheit der Realitätsbeziehung zu sehen ist. Auch Triebbedürfnisse gehören zur "realen inneren Situation" und Trieborganisiertheit schließt Situationsadäquatheit nicht aus.

In der Wahrnehmung unterscheidet Roy Schafer einerseits eine "vom Trieb organisierte Selektivität, Nichtbeachtung des ganzen äußeren Kontextes und diffuse physiognomische und animistische formale Charakteristika", andererseits "adaptive Selektivität und Organisation, Gebundenheit durch den objektiven Kontext und artikulierte, stabile formale Charakteristika."

Im 2. Kapitel dieser Arbeit wurde die Selektion als Grundmodus der Ichmechanismen beschrieben. Dabei wurde festgestellt, daß sie immer nur im Zusammenhang mit der Integration und Synthese aller wahrnehmbaren und relevanten Stimuli zu beurteilen ist. Das Kriterium zur Unterscheidung zwischen adäquater vs inadäquater Wahrnehmung ist der Ausschluß bzw die Nichtberücksichtigung relevanter Beziehungen in der inneren oder äußeren Realität. Die bei der Diskussion der Abwehrmechanismen (2.2.4.) schon besprochene Frage, wie denn festzustellen sei, ob und welche In-

halte der äußeren oder inneren Realität von der Wahrnehmung ausgeschlossen sind, ist in der Praxis oft schwer zu beantworten. Manchmal sind (wie bei der Verneinung) die vom Bewußtsein des Probanden nicht wahrgenommenen Inhalte für den Diagnostiker noch sichtbar, meist sieht man aber nur noch die Bemühung, etwas nicht wahrzunehmen in Form eines Abwehrmechanismus (im engeren Sinn). Im Modell der Diagnostik mit Hilfe der Vorstellungen von Primär- und Sekundärprozeß stellen sich diese Abwehrmechanismen als "Barrieren" dar, die verhindern sollen, daß das ganze Spektrum der dem Individuum eigenen Verhaltensweisen für die Reaktion in Betracht kommt. Manche Erlebnisweisen sind - wie im vorigen Kapitel beschrieben - undifferenziert geblieben und müssen, da sie Angst auslösen würden, durch stereotype Reaktionsweisen vermieden werden. Unflexible Formen der Wahrnehmung sind Anzeichen dafür.

Bei den Affekten stellt Roy Schafer "diffuse, ungeformte Affekte und in ihrer Variabilität eingeschränkte Affektstürme" den "artikulierten, variierten und gut gemischten Affekten" gegenüber.

Auch hier wäre als weiteres diagnostisches Kriterium die Situationsadäquatheit einzuführen, die den kreativen Sekundärprozeß kennzeichnet. Nicht die Vehemenz der Affekte kann als Index für das Vorhandensein von "Barrieren" angesehen werden, sondern das Nichtzustandekommen einer "echten" affektiven Beziehung zur Umwelt. Unter einer solchen Beziehung würde

man sich das Auftreten situationsadäquater affektiver Signale vorstellen. (In der Psychoanalyse werden die Affekte ja als verhaltensauslösende Signale verstanden).

Die Beurteilung der Situation als Bezugsrahmen dieser diagnostischen Aussage verlangt allerdings vom Diagnostiker selbst eine äußerst differenzierte Wahrnehmungsfähigkeit. Einerseits muß die innere Situation des Probanden, d.h. aber z.B. ihm selbst nicht bewußte Ängste und Wünsche, mit wahrgenommen werden, andererseits ist die Skala der Affekte äußerst differenziert. Sie kann nicht in der Dichotomie angenehm - unangenehm dargestellt werden, wie Holt das versuchte (vgl. 3.2.1.).

In Bezug auf die Motilität unterscheidet Roy Schafer zwischen "schnellem Übergang in die Handlung und Grobheit der Handlung (wie bei krampfhaftem Lachen)" und "beherrschter und geformter Motilität (wie beim Lächeln oder freien Lachen)".

Diese Trennung geht offensichtlich zurück auf Freuds Gegenüberstellung von ungehemmter Triebabfuhr und "Probehandeln" durch Denkprozesse. Durch die Vorschaltung solcher Denkprozesse wird nach Freud die Anpassung der Motilität an die äußeren Umstände erreicht. Roy Schafers Beschreibung der Kriterien zur Einordnung von Bewegungsabläufen in die Vorstellungen von Primär- und Sekundärprozeß ist entgegen-

zuhalten, daß die Form der Bewegung gerade im triebnahen Bereich (z.B. beim Sexualakt) zwar gröber ist als etwa beim Schreiben einer wissenschaftlichen Abhandlung, daß aber auch hier das Kriterium der Situationsadäquatheit quer zur bisherigen Unterscheidung von Primär- und Sekundärprozeß verläuft. Wenn unserem diagnostischen Denken nur die Alternative Trieb vs Kontrolle zugrunde liegt, wobei Kontrolle eo ipso als "im Dienste des Ich" stehend angesehen wird, ist die Gefahr groß, Ich-Kontrolle (i.S. von freier Verfügbarkeit über ein differenziertes Spektrum von Erlebens- und Verhaltensweisen) mit Überich-Kontrolle (als verminderter Triebackdruck und Anpassung an die äußere Realität) zu verwechseln.

Gerade auf dem Gebiet des motorischen Ausdrucks hat die psychoanalytische Forschung meiner Ansicht nach noch ein weites Feld bisher kaum untersuchter Probleme vor sich. Der für die intuitive Fremdwahrnehmung und die unbewußte Interaktion so bedeutungsvolle Bereich der Ausdruckssignale ist bisher kaum erforscht. Die spezifische Schwierigkeit, aber auch die besondere Möglichkeit der Psychoanalyse auf diesem Gebiet besteht darin, daß sie Methoden entwickeln muß, die nicht nur das motorische Verhalten in seinen äußeren Formen erfassen, sondern gleichzeitig den Sinn bzw die Bedeutung dieser Verhaltenseinheiten im situativen Kontext feststellen.

Die zitierten Ausführungen von Roy Schafer stellen

einen fruchtbaren Versuch dar, die theoretischen Konzepte Primär- und Sekundärprozeß und die Vorstellungen über die Regression im Dienste des Ichs für die praktische Diagnostik nutzbar zu machen. Meine Kritik daran bemüht sich darum, auf dem von Roy Schafer beschrittenem Weg weiterzugehen. Sie betrifft zwei Hauptpunkte:

1. Meiner Ansicht nach kann kein Verhalten getrennt von der Situation, in der es auftritt, untersucht werden. Erst das Kriterium der Situationsadäquatheit gibt uns die Möglichkeit festzustellen, ob und wieweit die freie Verfügbarkeit über ein differenziertes Spektrum von Reaktionsweisen gegeben ist, oder ob es sich um stereotypes Erleben und Verhalten handelt. Letzteres ist modellhaft vorstellbar als Manifestation von "Barrieren" zwischen primären und sekundären Reaktionsweisen, deren Genese im vorigen Kapitel theoretisch dargestellt wurde.
2. Roy Schafers kontrastierende Beschreibung der Manifestationen des Primärprozesses und der Regression im Dienste des Ichs erinnern an den Freud'schen Satz: "Wo Es war soll Ich werden." (58, S. 516) Wenn dabei aber die primäre Verhaltensweise - negativ gesehen als Chaos - verloren geht und durch Kontrolle ersetzt wird, ist nichts gewonnen. Roy Schafer stellt in der Diagnostik die Frage, ob Triebausdruck alleine oder ob auch Kontrolle vorhanden ist. Ich möchte

diese Fragestellung in einem mir wesentlich erscheinenden Punkt verändern und präzisieren: Handelt es sich um eine Integration von primären und sekundären Verhaltensweisen oder kommt eine von beiden isoliert vor?

Für die Interpretation der projektiven Verfahren hat Roy Schafer diese Kombination sehr deutlich beschrieben. Er stellt fest, daß wir bei diesen Verfahren den Probanden in eine Situation versetzen, die in vieler Hinsicht der eines Künstlers entspricht: "Um einen freien Zugang zu einer Vielzahl von Formen und Inhalten zu haben, muß man im Dienste des Ichs regredieren; spezifisch: eine Erweiterung der Bewußtheit (awareness), ein bestimmter Grad des Verschwimmens der Unterscheidung zwischen innen und außen, eine Lockerung der Abwehr, ein Anvertrauen von Vorstellungen an die vorbewußte und unbewußte Verarbeitung ... Sonst werden die Antworten beschränkt sein auf Deskription, oder, was sich nicht sehr davon unterscheidet, auf Banalitäten." (153, S. 99)

An diesem Beispiel läßt sich vielleicht noch einmal verdeutlichen, welche Variationen des Verhaltens in den projektiven Verfahren meiner Ansicht nach als diagnostische Kategorien zu berücksichtigen sind: ungewöhnlich viel Deskription und Banalität im Rorschach wäre isolierter Sekundärprozeß, Perseveration mit Triebgehalten wäre isolierter Primärprozeß, und die freie Kombination von beiden wäre kreativer Sekundärprozeß. Diese freie Verfügbarkeit der ganzen Skala von Erlebnisweisen ist dann aber nicht nur im

Verlauf des Protokolls sondern in jeder einzelnen Antwort zu sehen. Eine Perseveration in Originalität wäre ebenso als isolierter Sekundärprozeß zu sehen wie eine Perseveration in Banalität. Es kommt also nicht so sehr auf das *w a s* an, sondern auf die Gewichte innerhalb der Situation. Das ist daran zu sehen, daß hohe Originalität nicht unbedingt ein Ausdruck von Ichstärke sein muß. Im Zusammenhang mit Größenphantasien kann sie gerade zur Abwehr der Banalität eingesetzt sein.

Außerdem dürfen wir heute schichtspezifische Unterschiede und Unterschiede in der Begabung und Ausbildung als Determinanten nicht vergessen. Es ist möglich, daß ein Kunststudent, mit besonderer Begabung und Ausbildung im visuell-gestalterischen Bereich, im Rorschach nach unserem Maß für kreative Regression eine hohe Ichstärke aufweist, während er in anderen Bereichen schwer gestört reagiert. Dagegen kann für eine Volksschülerin der Unterschicht ein bestimmtes Maß an "Banalität" angemessen sein, was dann nicht unbedingt als Hinweis auf eine neurotische Störung diagnostiziert werden darf.

3. 2. 4. Zusammenfassung

Am Beispiel des Manuals zur Erfassung des Primärprozesses im Rorschach von R.R. Holt wurde dargestellt, wie die theoretischen Konzepte über Primär- und Sekundärprozeß zur Grundlage eines diagnostischen

Systems geworden sind. Dieses System wurde anschließend einer kritischen Beurteilung unterzogen.

Die Kritik bezog sich auf ein "naturalistisches Mißverständnis" der Psychoanalyse, das sich darin nachweisen läßt, daß Holt hier primärprozeßhafte Inhalte zum Zweck der Operationalisierung definiert hat als ganz bestimmte, die Freud'schen Partialtriebe repräsentierende, Vorstellungsinhalte. Es handelt sich hierbei nach Ansicht der Verfasserin um eine Reduktion der Begriffe auf einen naturalistisch eingengten Bedeutungsgehalt, der dem vielschichtigen Symbolgehalt der Sache sowohl objektiv als auch subjektiv nicht mehr gerecht wird.

Ein weiterer Kritikpunkt war Holt's Versuch, den Grad des Triebausdrucks an der Norm der sozialen Akzeptabilität zu messen. Die Verträglichkeit der Vorstellungen des Einzelnen mit einem kollektiven Überich ist zwar ein wertvolles diagnostisches Maß. Es kann aber nicht als Kriterium für die psychische Gesundheit des Individuums herangezogen werden.

Schließlich konnte anhand des Holt'schen Manuals gezeigt werden, daß die Diagnostik des subjektiven Erlebens in den Hintergrund tritt, wenn um der Objektivierbarkeit und Quantifizierbarkeit willen Kategorien des äußeren Verhaltens (z.B. bewußte Aussagen des Probanden über die affektive Valenz seiner Deutungen im Rorschach) herangezogen werden.

Anschließend an die Ausführungen von Roy Schafer über die Relevanz des Konzepts der "Regression im Dienste des Ichs" für die Persönlichkeitsdiagnostik wurde versucht, das im vorigen Kapitel aufgestellte Modell der dialektischen Betrachtung von Primär- und Sekundärprozeß auf die praktische Diagnostik anzuwenden. Für die diagnostischen Kategorien Denken, Gedächtnis, Wahrnehmung, Affektbildung und Motilität wurden Kriterien gesucht, aufgrund deren beurteilt werden kann, wieweit es sich um das Vorhandensein von "Barrieren" zwischen primären und sekundären Erlebnis- und Verhaltensweisen handelt (Kennzeichen: Stereotypie), und wieweit sich "kreative Sekundärprozesse" (Kennzeichen: Elastizität und Differenzierung) manifestieren.

Aufgrund von zwei Kritikpunkten von Roy Schafers Konzeption wurde eine Fortführung seiner Gedankengänge vorgeschlagen:

1. Verhalten kann nicht losgelöst von der äußeren und inneren Situation des Probanden beurteilt werden. Die Situationsadäquatheit ist das Kriterium für den kreativen Sekundärprozeß.
2. Die Alternative Trieb vs Kontrolle ist nicht ausreichend zur Beurteilung der Funktionsweise des Ich. Es ist zusätzlich zu unterscheiden, ob die jeweils angetroffene Erlebnis- oder Verhaltensweise einer frei verfügbaren Skala von Reaktions-

weisen ("kreativer Sekundärprozeß") entstammt, oder ob die triebnäheren oder triebferneren Verhaltensmuster Ausdruck einer reduzierten Verfügbarkeit über Verhaltensweisen ist.

4. Das Unbewußte und die Ambivalenz

4. 1. Die Relevanz des topischen Gesichtspunktes

4. 1. 1. Probleme der Erfassung des Unbewußten als des "eigentlich realen Psychischen" (Freud)

"Es bleibt uns in der Psychoanalyse gar nichts anderes übrig, als die seelischen Vorgänge für an sich unbewußt zu erklären und ihre Wahrnehmung durch das Bewußtsein mit der Wahrnehmung der Außenwelt durch die Sinnesorgane zu vergleichen." (46, S. 270) "Das Unbewußte ist das eigentliche reale Psychische ..." (35, S. 580). Solche und ähnliche Bemerkungen Freuds begründeten die Bezeichnung der Psychoanalyse als "Psychologie des Unbewußten". Außenstehende Kritiker der Psychoanalyse, vor allem im Bereich der behavioristischen und experimentellen Psychologie, wehren sich gelegentlich dagegen, die Psychoanalyse als zur Psychologie gehörende Wissenschaft anzuerkennen. Sie sei, wegen ihrer "Spekulationen" mit dem Unbewußten, also mit Dingen, die keiner wissen und nachweisen kann, eine Art Religionsersatz, ein poetischer Mythos.

Es ist oft nicht leicht, solche Stimmen von der

Exaktheit und Wissenschaftlichkeit der Psychoanalyse zu überzeugen, haben wir doch selbst große Probleme mit der Erfassung und dem Nachweis unbewußter Prozesse. Der Anspruch Freuds, auch diese Vorgänge einer wissenschaftlichen Darstellung zuzuführen, ist hoch. Mit der Feststellung, daß im Unbewußten der bewußten Logik geradezu entgegengesetzte, ebenfalls logische, Gesetze gelten, stehen wir vor der Frage, wie denn solche Inhalte mit der sonst gewohnten begrifflichen Logik der wissenschaftlichen Sprache adäquat ausgedrückt werden sollen. Freud machte auch hier einen mutigen Schritt, indem er schrieb: "Man lasse sich aber nie dazu verleiten, die Realitätswertung in die verdrängten psychischen Bildungen einzutragen und etwa Phantasien darum für die Symptombildung gering zu schätzen, weil sie eben keine Wirklichkeiten sind ... Man hat die Verpflichtung, sich jener Währung zu bedienen, die in dem Lande, das man durchforscht, eben die herrschende ist, in unserem Falle der n e u r o t i s c h e n W ä h r u n g." (42, S. 237, Hervorhebung von Freud)

Wenn wir akzeptieren, daß das Unbewußte "das eigentlich reale Psychische" ist, müssen wir uns also in unseren psychodiagnostischen Befunden der "Sprache des Unbewußten" bedienen.

Mit dem "eigentlich Psychischen" meinte Freud damals die Gesetzmäßigkeiten, die er hinter den psychischen Phänomenen annahm. Er beschrieb sie mit Hilfe von

Metaphern, die aus der Naturwissenschaft stammten. Gerade in seiner Arbeit "Das Unbewußte" (46) kann man sehen, wie sehr er sich bemühte, geeignete metapsychologische Vorstellungsbilder zu finden, die dieses "unbewußte" Geschehen abbilden könnten.

Wenn wir den Begriff "unbewußt" allerdings in dem so definierten Sinn als metapsychologische Gesetzmäßigkeit verwenden, wird er für unsere diagnostischen Bemühungen problematisch. Alle von uns auf einer Metaebene interpretierten Prozesse wären dann dem Probanden "unbewußt". Durch Heranziehung mehrerer Diagnostiker (d.h. durch Vermehrung faßbarer Kategorien des Unbewußten) oder die Anwendung weiterer metapsychologischer Gesichtspunkte wüchse dann das Unbewußte des Probanden. Denn alles, was der Diagnostiker über ihn "weiß", und dieser nicht über sich selbst "weiß", wäre diesem ja "unbewußt".

Dieses etwas skurrile Beispiel ist nicht so abwegig, wie es zunächst erscheint. Manch ein tiefenpsychologisch arbeitender Diagnostiker meint, durch seine Diagnostik die "eigentliche Struktur" des Probanden ans Licht befördern zu haben, die diesem allerdings unbewußt sei. Wissenschaftsgläubige Probanden akzeptieren dann auch den in metapsychologischer Sprache abgefaßten diagnostischen Befund als Darstellung ihres Unbewußten. Es ist dies eine nicht zu selten vorkommende Überschätzung der Wissenschaft als "absolutes Wissen", die sich der psychoanalytischen

Unterscheidung zwischen bewußt und unbewußt bedient - und problematisch ist für das Selbstverständnis des Diagnostikers.

Aber was ist dann unbewußt, wenn nicht das, was der Diagnostiker herausfinden kann, obwohl es der Patient nicht wußte? Freud nennt drei Bedeutungen des Begriffes "unbewußt": eine deskriptive, eine dynamische und eine topographische. "Die älteste und beste Bedeutung des Wortes 'unbewußt' ist die deskriptive; wir nennen unbewußt einen psychischen Vorgang, dessen Existenz wir annehmen müssen, etwa weil wir ihn aus seinen Wirkungen erschließen, von dem wir aber nichts wissen." (58, S. 508). Die Gefahr, unter dem "deskriptiv Unbewußten" die metapsychologische Theorie zu verstehen, habe ich schon beschrieben. Nach Freud zerfällt dieses deskriptiv Unbewußte nochmals in ein dynamisch Unbewußtes, gegen dessen Bewußtwerden ein Widerstand erkennbar ist, und das sogenannte Vorbewußte, dessen Inhalte jederzeit bewußtseinsfähig, im Augenblick der Betrachtung aber "latent" sind.

Im "topischen oder systematischen Sinn" wird der Begriff unbewußt dem "System Ubw" als einer "seelischen Provinz" zugeordnet (58, S. 509). Diese letzte Definition wurde mit dem Übergang zur Strukturtheorie fallengelassen. Das "System Ubw." wurde gleichzeitig auf Anregung von G. Groddeck (67) als "Es" bezeichnet.

Verschiedene Theoretiker haben seither die Meinung vertreten, der topische Gesichtspunkt, also die Unterscheidung in Bewußtes und Unbewußtes, könne weggelassen werden. So ist M.M. Gill in einer Monographie über dieses Thema (62) der Auffassung, daß der topische Gesichtspunkt überflüssig sei, da "die Beziehung zur Bewußtheit unter die fünf metapsychologischen Gesichtspunkte subsumiert werden kann. Ein topographischer Gesichtspunkt kann also nicht als ein diesen gleichgestellter unabhängiger Gesichtspunkt angesehen werden." (62, S. 159, eigene Übersetzung)

Ein anderes Argument dafür, die Einteilung der psychischen Persönlichkeit in Ubw und Vbw aufzugeben, führte A.E. Meyer an (122). Er schreibt, diese Gliederung sei vollständig in derjenigen in Es, Ich und Überich enthalten. Es ergäbe sich deshalb kein Verlust, wenn man die alte Einteilung, wie auch Freud das getan habe, durch das Strukturmodell ersetze. Im Gegenteil, viele Unklarheiten der Beziehung zwischen den beiden Modellen und der Definition des Ubw bzw des Vbw (Bw) würden dadurch ausgeschaltet.

Als Diagnostiker, die das theoretische Gebäude ganz konkret handhaben müssen, fällt es uns schwer, auf einen so vertrauten Begriff wie "unbewußte Phantasie" oder "unbewußter Konflikt" zu verzichten. Es muß ja Gründe gehabt haben, warum Freud sich trotz der Einführung des Strukturmodells bis in seine

letzten Arbeiten nicht von den topischen Begriffen trennen konnte und warum das Alltagsverständnis der psychoanalytischen Laien meist mit Vorstellungen von der Trennung zwischen Bewußtem und Unbewußtem beginnt und endet. Einer dieser Gründe ist sicherlich, daß die topischen Begriffe der klinischen Beobachtung viel näher stehen als die abstrakten Konstrukte Es, Ich und Überich. Wenn man den Grad der Wissenschaftlichkeit einer Theorie nicht am Abstraktionsniveau und der Unabhängigkeit ihrer Axiome mißt, sondern primär an deren Brauchbarkeit für die Systematisierung und Erklärung der von ihr beobachteten Phänomene, dann überlegt man sich sehr, ob Begriffe wie ubw, vbw und bw ohne weiteres geopfert werden sollen.

Wir sprachen oben allerdings von der Unklarheit, die mit diesen Begriffen verbunden ist und uns auch für ihre Verwendung im diagnostischen Rahmen Schwierigkeiten bereitet. Diese Unklarheit bezieht sich vor allem darauf, daß wir nicht wissen, w a s unbewußt respektive bewußt ist, und daß wir unbewußte Inhalte kaum in unserer logischen Wissenschaftssprache beschreiben können. Solange wir auf dem Boden einer psychodynamischen, unbewußte Prozesse einschließenden Theorie stehen, bleibt es uns nicht erspart, ja ist es eigentlich unsere Hauptaufgabe, festzustellen, welchen Stellenwert die vom Probanden bewußt erlebten und mitgeteilten Inhalte im Rahmen seiner Gesamtpersönlichkeit haben. Damit ist für uns

die theoretische Definition des Bewußtseins und auch des Unbewußtseins sowie ihrer Beziehungen zueinander von großer Bedeutung.

Freud fragte sich sein Leben lang, wie es zu erklären sei, daß bestimmte Inhalte zum Bewußtsein kommen und andere nicht. Eine ähnliche Frage müssen auch wir uns stellen, wenn wir nach Erklärungsprinzipien für das Auftreten z.B. bestimmter Wahrnehmungsbilder im Rorschach suchen. Freud versuchte verschiedene Modelle: Zuerst nahm er ein "System Ubw" an, dessen Inhalte gegen eine Zensur zum Bewußtsein drängen. Später löste er dieses "systematische Modell" auf zu Gunsten eines "funktionalen", in dem er von der "Besetzung" oder der "Überbesetzung" unbewußter bzw. vorbewußter Inhaltesprach. Dieser oft schwer verständliche Ausdruck ist das ökonomisch-dynamische Pendant zum Begriff der Aufmerksamkeit. Freud schreibt: "Auch die merkwürdige Tatsache, daß die intensivsten Körperschmerzen bei psychischer Ablenkung durch ein andersartiges Interesse nicht zustande kommen (man darf hier nicht sagen: unbewußt bleiben), findet in der Tatsache der Konzentration der Besetzung auf die psychische Repräsentanz der schmerzenden Körperstelle ihre Erklärung." (55, S. 308)

4. 1. 2. Eine neue Definition des Begriffes "Ubw" und ihre Verwendung in der Diagnostik

Der Versuch, die Aufmerksamkeit und schließlich das

Bewußtwerden bestimmter Inhalte durch Verschiebung und Konzentration psychischer Energie zu erklären, war für Freud zeitgemäß. Inzwischen haben wir uns immer mehr von der Thermodynamik als Grundprinzip der Wissenschaft entfernt. Unter dem funktionalen Konzept der synthetischen und selektiven Funktion des Ich (vgl. 2.2.) würden wir heute eher von einer Auswahl bestimmter Reizkonstellationen unter der Vielfalt möglicher Stimuli sprechen.

Diagnostisch wäre dann das jeweilige Selektionsprinzip zu erfassen. Warum sieht dieser Proband auf Tafel III des Rorschach die üblicherweise gesehenen menschlichen Figuren nicht? Warum sieht er stattdessen den "geöffneten Rachen eines die ganze Welt verschlingenden Ungeheuers" in denselben Klecksen? Nimmt er "unbewußt" oder "subliminal" doch die Menschen wahr und muß er diese Vorstellung abwehren? Warum wählt er dann das objektiv viel angsterregendere Bild vom Ungeheuer?

Wir sehen schon, daß es für die Erfassung der unbewußten Dynamik sehr wichtig ist, festzustellen, was dem Probanden "bewußt" wird. Wenn wir allerdings alle Elemente berücksichtigen wollen, die in dem eben als Beispiel dargestellten Wahrnehmungsprozess enthalten sind, genügt es nicht, den Begriff "bewußt" in dem engen Sinn von "Wissen" zu definieren. Zu Freuds Zeit war es nötig, das Wissen zu betonen, im Gegensatz zu den Prozessen, von denen der Proband

nichts weiß. Heute, da die Existenz unbewußter Vorgänge kaum mehr bezweifelt wird, können wir den Begriff erweitern oder durch einen anderen ersetzen. In der auf rationales "Wissen" beschränkten Form nützt er uns nämlich sehr wenig. Er wird dann zu leicht in der oben beschriebenen Weise mit "Aufgeklärtsein über die vom Psychoanalytiker angenommenen Hintergründe" verwechselt.

Vielleicht hängt die Problematik der Definition des Begriffes "bewußt" mit der von der Psychoanalyse häufig vorgenommenen theoretischen Trennung von Vorstellung und Affekt zusammen. Ein in der Pathologie beobachtetes Phänomen wurde - wie so oft - zum Modell für die "normalen" Vorgänge. Die Trennung von Vorstellung und Affekt oder die "Inadäquatheit der Affekte" z.B. bei der Zwangsneurose brachte die Theoretiker dazu, die Kapitel "Vorstellung" und "Affekt" getrennt zu behandeln, obwohl deutlich zu sehen ist, daß, vor allem bei der "gesunden Persönlichkeit", das eine nie ohne das andere vorkommt. Jeder Denkinhalt hat eine bestimmte affektive Valenz, während kein Gefühl ohne die Begleitung irgendwelcher Vorstellungen auftritt. Die Trennung ist ein Hinweis auf pathologische Zustände.

Wenn wir also Vorstellungen oder Denkinhalte nicht mehr grundsätzlich als vom begleitenden Affekt getrennt behandeln wollen, kommen wir zu dem Schluß, daß wir nicht fragen müssen: was ist dem Probanden bewußt? sondern: was e r l e b t der Proband b e-

w u ß t? Das heißt aber: welche Vorstellungsbilder und Zusammenhänge werden für ihn manifest und welche anderen müssen für sein Erleben latent bleiben?

Die hier vorgenommene Koppelung von Bewußtsein und Erleben scheint mir aus verschiedenen Gründen wichtig. Einerseits kann man sich die Gestalteigenschaften eines "Wissens" ohne Einbeziehung der begleitenden Affektzustände kaum vorstellen. Gerade das oben angeführte Beispiel macht deutlich, daß es nicht darum gehen kann, zu erfahren, warum der Proband nicht "weiß", daß auf Tafel III im Rorschach Menschen "sind". Wir müssen vielmehr herausfinden, welches ihm eigene Gestaltungsprinzip ihn dazu veranlaßt, in Abweichung von der offensichtlich naheliegenden "menschlichen Figuren" den geöffneten Rachen eines Ungeheuers wahrzunehmen - oder, wie man vielleicht besser sagen sollte, zu erleben.

Die theoretische Verbindung zwischen Bewußtsein und Erleben ermöglicht es uns andererseits, eine Einheit herzustellen zwischen "unbewußten Phantasien" und "bewußten Phantasien" in Form von Erlebnisgestalten. Der Begriff der "unbewußten Phantasien" wurde von Freud 1900 eingeführt. Er schreibt: "Nicht der Traum bildet die Phantasie, sondern an der Bildung der Traumgedanken hat die unbewußte Phantasietätigkeit den größten Anteil ... fast alles, was er (Scherner) der Traumarbeit zuschreibt, ist der Tätigkeit des bei Tag regsamen Unbewußten zuzurechnen, welche die An-

regungen für die Träume nicht minder ergibt als die für die neurotischen Symptome." (35, S. 562)

Die Bezeichnung "unbewußte Phantasie" erscheint zunächst in sich widersprüchlich, da sie nur dann als Phantasien erkennbar werden, wenn sie bewußt sind. Mir scheint, daß Freud in diesem Begriff zwei Überlegungen verband, was zu seiner Widersprüchlichkeit führte: Einerseits wollte er, wie wir heute sagen würden, die relative Konstanz und Signifikanz der Erlebnisweisen, auch durch alle Bereiche des Individuums, festhalten. Er gebrauchte den Terminus "unbewußt" für die Vorstellung, daß hinter den beobachteten Phantasien unbewußte stünden, aus denen sie kausal ableitbar seien. Bleiben wir bei der Vorstellung unbewußter Phantasien in diesem "transzendenten" Sinn, so geraten wir in größte Schwierigkeiten, wenn wir sie diagnostisch feststellen wollen, vor allem, wenn wir die Grenze zwischen bewußten und unbewußten Phantasien bestimmen wollen, die ja dann eine absolute sein müßte.

Für unser heutige Verständnis ist es wohl günstiger, diese Bedeutung des Wortes "unbewußt" fallen zu lassen und stattdessen nach Gestaltcharakteristiken in den beobachtbaren "Repräsentanten" zu suchen. Diese "Repräsentanten" fand Freud in den Träumen, Tagträumen und freien Assoziationen der psychoanalytischen Behandlung. Die "Wahrnehmungen" der Probanden in projektiven Verfahren müssen wohl ähnlich gesehen werden. Wenn wir den (im philosophischen Sinn) idealistischen Standpunkt verlassen, können wir allerdings nicht mehr wie Freud

aus einem manifesten (Traut.-) Inhalt auf latente (Traum-) Gedanken schließen. Wir können nur den uns vorliegenden Wahrnehmungsbildern charakteristische Gestaltungstendenzen entnehmen, in denen sich das bewußte u n d unbewußte Erleben des Probanden darstellt.

Freud verband aber mit dem Begriff der unbewußten Phantasien außerdem noch die Vorstellung der verdrängten Triebwünsche, die sich in Träumen und Tagträumen eine Ersatzbefriedigung oder Wunscherfüllung verschaffen. In diesem Sinn wäre die Trennung zwischen Bewußt und Unbewußt wieder sehr bedeutsam, da sie Hinweise dafür liefert, welche Bedürfnisse vom Ich akzeptiert werden können. Aber auch in diesem Zusammenhang möchte ich dafür plädieren, mit dem Begriff "unbewußt" bzw "bewußt" immer den des Erlebens zu verbinden. Aus den Gestaltungen eines Menschen kann man nicht darauf schließen, was er von ihnen "weiß", sondern welche Erlebnisweisen (bisher "Phantasien") für ihn manifest (früher "bewußt") werden können und welche er vermeiden muß. Dabei entfällt auch die Beschränkung auf den Bereich der Phantasien. Unter Erleben würde man ja auch durchaus sehr realitätsnahe Inhalte verstehen.

Es ist nicht schwer nachzuweisen, daß Freud selbst mit dem Begriff "unbewußt" meist eine Erlebniskategorie meinte. Er schreibt z.B.: "Ein anderer Teil dieser libidinösen Regungen ist in der Entwicklung aufgehalten worden, er ist von der bewußten Persönlichkeit

wie von der Realität abgehalten, durfte sich entweder nur in der Phantasie ausbreiten oder ist gänzlich im Unbewußten verblieben." (119, S. 365) Vom es-
psychologischen Standpunkt aus sprach Freud noch vom Ausschluß "libidinöser Regungen" aus dem Bewußtsein (=Erleben), während wir in der heutigen Ichpsychologie von der Vermeidung bestimmter Konflikte sprechen würden.

Also müßten wir zur diagnostischen Erfassung des "Unbewußten" nicht nur über die "Sprache des Unbewußten" sondern eher über eine "Sprache des Erlebens" verfügen. Dazu ist zu bedenken, daß die "Sprache des Unbewußten", wie sie Freud beschrieben hatte, gar nicht ausschließlich im "Unbewußten" gesprochen wird. Auf die pathologische Bedeutung der Trennung zwischen Bewußtsein und Unbewußtem weist Freud selbst hin: "Die Erforschung pathologischer Fälle zeigt oft eine kaum glaubliche Selbständigkeit und Unbeeinflussbarkeit des Ubw. Ein völliges Auseinandergehen der Stre-
bungen, ein absoluter Zerfall der beiden Systeme ist überhaupt die Charakteristik des Krankseins." (46, S. 293) Nach den Überlegungen zum Primär- und Sekundärprozess ist uns auch deutlich, daß diese beiden Funktionsweisen nur bei schweren Störungen isoliert voneinander vorkommen. Die Sprache des Erlebens und damit die Kategorien der Erfassung des Gestaltungsprinzips eines Individuums müssen also mindestens a u c h die Terminologie der von Freud beschriebenen "Sprache des Unbewußten" enthalten. Sie muß

sowohl in der begrifflichen als auch in der anschaulichen (Verschiebung, Verdichtung etc) Logik stehen. Das "eigentlich reale Psychische" kann dann gesehen werden als repräsentiert durch die Erlebnisgestalten mit ihren manifesten und latenten Anteilen.

4. 1. 3. Zusammenfassung

Das Unbewußte wird von Freud als das "eigentlich reale Psychische" bezeichnet. Eine psychoanalytische Diagnostik müßte deshalb die "Sprache des Unbewußten" sprechen, um ihrem Gegenstand gerecht zu werden.

Es wurde in diesem Kapitel dargestellt, daß Freud in seiner theoretischen Schrift über "Das Unbewußte" unter "unbewußten Prozessen" die hinter den beobachtbaren Phänomenen liegenden metapsychologischen Gesetzmäßigkeiten versteht. Diese Definition kann in der Diagnostik dazu führen, daß "das Unbewußte" des Probanden gleichgesetzt wird mit dem, was der Diagnostiker im Gegensatz zum Probanden über ihn weiß.

Im Gegensatz zu einigen Autoren ist die Verfasserin nicht der Ansicht, daß der topische Gesichtspunkt überflüssig sei. Um ihn für eine psychodynamische Diagnostik brauchbar zu machen, ist jedoch eine neue Definition des Begriffes "unbewußt" erforderlich, derart, daß man unter "bewußten Inhalten" diejenigen Inhalte versteht, die aufgrund der Selektion der Ich-mechanismen manifest erlebt werden, während "unbewußte Inhalte" diejenigen Beziehungen darstellen, die vom manifesten Erleben ausgeschlossen sind, trotz-

dem aber das Verhalten determinieren. Der wesentliche Gesichtspunkt bei dieser Neudefinition war die Ersetzung des Begriffes der Bewußtheit (i.S.v. Wissen) durch denjenigen des Erlebens.

Die Vorteile dieser neuen Definition bestehen in der Möglichkeit, einerseits die spezifischen Gestaltungsgesetze des Individuums anhand der von ihm manifest erlebten Auswahl an Reizen zu erkennen, andererseits eine Einheit zwischen unbewußten und bewußten Phantasien in Form von Erlebnisgestalten herzustellen. Die Sprache des "Unbewußten" ist also zu ersetzen durch eine "Sprache des Erlebens", die sowohl die Terminologie der begrifflichen als auch der anschaulichen Logik (Verschiebung, Verdichtung etc) umfassen muß.

4. 2. Die Diagnostik der Ambivalenz

4. 2. 1. Psychometrie vs Intuition zur Erfassung des Erlebens

Die Frage nach der adäquaten diagnostischen Erfassung von Erlebnisweisen ist noch ungelöst. Theoretisch bieten sich drei Möglichkeiten: Entweder man vergleicht das Erleben des Individuums mit statistisch gewonnenen Erwartungswerten (als Mittelwert aller subjektiven Stimuluswerte) oder man vergleicht es mit objektiv gemessenen Stimuluswerten (in physikalischen Einheiten), oder man geht intuitiv vor und versucht, die charakteristischen Gestaltungsprinzipien des In-

dividuums zu beschreiben, wie sie sich in seinen Erlebnis- und Verhaltensweisen manifestieren.

Jede dieser Methoden hat ihre Bedeutung; keine von ihnen wird wohl unabhängig von der anderen sinnvoll sein. Allerdings ist in Bezug auf die Erfassung unbewußter Anteile zu bedenken, daß bei den ersten beiden Methoden häufig der Fehler gemacht wird anzunehmen, daß die Abwehrmechanismen in den Abweichungen von der Norm bzw von der objektiven Realität gemessen werden könnten. Bei einem solchen Schluß wird nämlich das "Unbewußte" (im Sinn des Verdrängten) des Probanden gleichgesetzt mit dem "Durchschnittserleben" bzw mit der "objektiven Realität".

Die dritte Methode hat im Vergleich zu den ersten beiden den Nachteil, daß sie nicht zu einer rein quantitativen Darstellung ihrer Ergebnisse führen kann. Diese Feststellung wird unmittelbar einleuchtend, wenn man sich überlegt, daß auch die Gestaltprinzipien und Spannungsverhältnisse eines Kunstwerkes nicht quantifizierend zu erfassen sind. Da sie Manifestationen von Erlebnisinhalten sind, können sie nur über das Erlebnis des Betrachters "objektiviert" werden.

Es fällt auf, daß ein intuitiv arbeitender Psycho-diagnostiker sehr unterschiedlich bewertet wird. Einerseits begegnet man ihm mit großem Respekt, als einem Menschen, der "die richtige Nase" für psychische Prozesse hat. Andererseits wird er wegen der fehlenden

Quantifizierbarkeit und damit Unbeweisbarkeit seiner Ergebnisse als unwissenschaftlich abgelehnt. Beide Einstellungen scheinen eine gemeinsame Wurzel zu haben. In den meisten Fällen verbinden sich mit der einseitigen "Verehrung" der Intuition Vorstellungen von magischen Fähigkeiten. Für unser naturwissenschaftliches Denken ist die Magie aber von vorneherein suspekt. Die gemeinsame Wurzel der beschriebenen extremen Beurteilungen der intuitiven Methode liegt wohl in ihrer bisher viel zu geringen Durchschaubarkeit. Dieser Mangel wird von den "Verehrern" häufig übersehen. Weil wir die Gesetzmäßigkeiten des intuitiven Vorgehens bisher kaum kennen und deswegen diese Methode nur schlecht einer exakten Kontrolle unterziehen können, ist sie im Vergleich zu den quantifizierenden Verfahren extrem anfällig für Störungen, die durch die Persönlichkeitsstruktur des Diagnostikers bedingt sind. Andererseits darf man nicht übersehen, daß die quantifizierenden Methoden umso reliabler sind, je mehr sie den Erlebnisbereich ausschließen. Die Übernahme eines kollektiven Abwehrmechanismus führt offensichtlich zu größerer intersubjektiver Übereinstimmung.

4. 2. 2. Die Erweiterung des Begriffs der Ambivalenz auf den nicht-pathologischen Bereich des Erlebens

Die geringere Durchschaubarkeit und (im naturwissenschaftlichen Sinn) geringere Exaktheit des intuitiven Vorgehens haben ihre Entsprechung in der Un-

klarheit über die mögliche Form einer "Sprache des Erlebens". Um die damit verbundene Unsicherheit in der Diagnostik zu vermindern, müssen wir versuchen, die Gesetzmäßigkeiten des Erlebens unserer Probanden, aber auch diejenigen der intuitiven Diagnostik - die ja eine Form des Erlebens ist - herauszufinden. Als theoretischen Hintergrund für dieses Vorhaben möchte ich den Begriff der Ambivalenz vorschlagen. Er könnte meiner Ansicht nach Teil der Syntax einer "Sprache des Erlebens" werden, die allerdings noch weiter ausdifferenziert werden müßte.

Der Begriff der Ambivalenz stammt ursprünglich von Bleuler (12). Er beschrieb damit die pathologische Gegensätzlichkeit der Gefühle einem Objekt gegenüber. Freud hatte sich mit diesem Phänomen schon zu Beginn seiner Arbeiten über die Hysterie beschäftigt. Er schreibt 1892: "Wie es der Neigung der Hysterie zur Dissoziation des Bewußtseins entspricht, wird die peinliche Kontrastvorstellung, die anscheinend gehemmt ist, außer Assoziation mit dem Vorsatz gebracht und besteht, oft dem Kranken selbst unbewußt, als abgesonderte Vorstellung weiter ... Die Kontrastvorstellung etabliert sich sozusagen als "Gegenwille", während sich der Kranke mit Erstaunen eines entchiedenen aber machtlosen Willens bewußt ist. Vielleicht sind, wie gesagt, die beiden Momente im Grunde nur eines, etwa so, daß die Kontrastvorstellung nur darum den Weg zur Objektivierung findet, weil sie nicht durch die Verknüpfung mit dem Vorsatz selbst gehemmt ist, wie sie diesen hemmt." (33, S. 10)

Später übernahm Freud den Bleuler'schen Ausdruck für diesen Sachverhalt. In seiner Arbeit "Triebe und Triebchicksale" (1915) schreibt er: "Die Triebchicksale (dieser Begriff ist ein Vorläufer des Terminus "Abwehrmechanismen", Th.B.) bestehen im wesentlichen darin, daß die Triebregungen den Einflüssen der drei grossen das Seelenleben beherrschenden Polaritäten unterzogen werden. Von diesen drei Polaritäten könnte man die der Aktivität-Passivität als die biologische, die der Ich-Außenwelt als die reale, endlich die von Lust-Unlust als die ökonomische bezeichnen." (45, S. 232, Hervorhebungen von Freud).

Polaritäten als dualistisches Grundprinzip des Erlebens waren der Psychoanalyse von Anfang an bekannt. Allerdings wurde der damit verbundene Begriff der Ambivalenz meist auf die Beschreibung pathologischer Zustände beschränkt, wo sie sich zuerst gezeigt hatte. Das Vorhandensein von Ambivalenz gilt deshalb auch als diagnostisches Indiz für eine Störung des Erlebens. Und doch finden wir in den zitierten Sätzen aus dem Jahre 1892 schon die Überlegung, "daß die beiden Momente im Grunde nur eines" sein könnten und daß eigentlich die "Dissoziation" der Hintergrund der Erkrankung sei.

In der "Traumdeutung" (35, S. 674) schrieb Freud: "Höchst auffällig ist das Verhalten des Traumes gegen die Kategorie von Gegensatz und Widerspruch. Dieser

wird schlechtweg vernachlässigt. Das 'Nein' scheint für den Traum nicht zu existieren. Gegensätze werden mit besonderer Vorliebe zu einer Einheit zusammengezogen oder in einem dargestellt." Auf diese Stelle bezieht er sich in seiner späteren Arbeit "Über den Gegensinn der Urworte" (39, S. 219). Dort weist er darauf hin, daß in primitiven Sprachen, etwa der ägyptischen, aber auch gelegentlich in modernen Sprachen, Worte vorkommen, die sowohl einen Begriff als auch sein Gegenteil bedeuten (z.B. lateinisch *altus* = hoch und tief). Für den Traum und auch für die Überreste primitiver Stadien der Sprachentwicklung erklärt Freud diese Vereinigung der Gegensätze aus dem Entstehen der Begriffe durch Vergleich zweier Gegensätze. Es handelt sich also für Freud um eine Primitivform, obwohl der Philosoph Bain, den er zitiert, über diese Auffassung hinausgeht und schreibt: "If everything that we can know is viewed as a transition from something else, every experience must have two sides." (39, S. 219) Bain ist also der Ansicht, daß j e d e s Erlebnis zwei Seiten hat. Damit wäre aber die Ambivalenz nicht auf den pathologischen Bereich beschränkt. Wenn man ihre Definition in diesem Sinn erweitern würde, könnte man zeigen, wie sich jedes Erlebnis in dem Spannungsfeld zwischen zwei antithetischen Polen abspielt.

Der Kompromiß bzw die Synthese dieser Gegensätze kann im dialektischen Sinn beide Pole einbeziehen oder, alternativ, einen für "gut" oder "richtig" halten und den anderen "verdrängen". Die erste Lösung würden wir

als "Ichstärke" oder "Spannungstoleranz" bezeichnen. Sie ergibt das subjektive Gefühl einer positiven Spannung und Eigenständigkeit. Die zweite Lösung bedeutet eine Kräfte verzehrende V e r spannung, die abhängig macht von den Ansprüchen des aus dem Erleben ausgeschlossenen Poles. Bisher wurde die Ambivalenz nur in der zweiten, gespaltenen Form gesehen. Die Umgangssprache spricht ja auch von "gemischten Gefühlen", wenn sie diesen Zustand der Angst und Unsicherheit beschreiben will.

Die theoretischen Vorteile der Erweiterung des dialektischen Prinzips auch auf den sogenannten normalen Bereich habe ich schon bei der Diskussion von Hartmanns "konfliktfreier Sphäre" aufgezeigt (vgl. 2. Kapitel). Wie dieses Konzept der durchgehenden Ambivalenz für die praktische Diagnostik nutzbar gemacht werden könnte, ist noch auszuführen.

4. 2. 3. Die Erscheinungsformen gespaltenen Ambivalenz

Im pathologischen Bereich ist die gespaltene Ambivalenz nicht schwer zu diagnostizieren: Das für den Zwangsneurotiker typische Hin- und Herschwanken zwischen zwei Möglichkeiten der Entscheidung oder die latente Aggressivität Depressiver, die sich manifest extrem unaggressiv darstellen, sind die bekanntesten Beispiele ambivalenter Erlebensweisen. Die Psychoanalyse ging immer schon von der Annahme einer Symmetrie des Erlebens aus (vgl. vor allem 54). Wenn bestimmte

Erlebnisweisen manifest sehr extrem auftraten, suchte sie stets nach der diesem Erleben symmetrischen Gegenposition "im Unbewußten." Das brachte den Psychoanalytikern den Ruf, immer gerade das nicht zu glauben, was der Patient sagt. Um die Gesamtperson in ihren Spannungsverhältnissen- oder Ambivalenzen im Auge zu behalten, ist es jedoch sowohl für den therapeutischen als auch für den diagnostischen Prozess unerlässlich, die vom Patienten vorgenommene Aufspaltung der Ambivalenz nicht mitzumachen.

Das erwähnte Mißverständnis des psychoanalytischen Vorgehens als Absolutsetzung der "unbewußten" Anteile tritt nicht nur bei Kritikern der Psychoanalyse auf. In psychoanalytischer Begeisterung kann man ebenso leicht in das der Bewußtseinspsychologie entgegengesetzte Extrem verfallen und tatsächlich die vom Probanden manifest erlebten und mitgeteilten Inhalte für unwahr, deren Gegenteil aber für "eigentlich wahr" halten. Solche Persionen der Psychoanalyse sind nicht selten. Sie bringen uns gegenüber der Bewußtseinspsychologie um keinen Schritt weiter, im Gegenteil, sie bedeuten einen Rückschritt, da manifest beobachtbare Phänomene außer Acht gelassen werden.

Bei der Anwendung des Konzepts der Ambivalenz geht es darum, das Spannungsverhältnis zwischen dem manifest und dem latent Erlebten ausfindig zu machen. Für jeden Erlebnisbereich müßten sich auf diese Weise die Aufspaltungen der Ambivalenz als Indikatoren für Art und Ausmaß von Störungen des Erlebens feststellen

lassen. Schwierigkeiten bereitet dabei das Herausfinden der jeweiligen spezifischen These und Antithese aus der Multidimensionalität des Erlebens. Denn ein Erlebnisinhalt steht nicht immer und nicht nur einem anderen gegenüber. Unter bestimmten Bedingungen besteht für ihn eine ganz andere Korrespondenz. Diagnostische Fehlschlüsse in diesem Bereich beruhen darauf, daß man nur einfach logische Gegensätze bildet und nicht aufgrund der mit geübter Intuition wahrnehmbaren, dem Individuum eigenen Gestaltgesetze die jeweils aktuelle Alternative des manifesten Erlebens herausfindet.

Allgemeine Gestaltgesetze dieser Art, die als typische Einheiten immer wiederkehren, hat die Psychoanalyse schon beschrieben. Es sind dies z.B. die Abwehrmechanismen, deren Grundprinzip das der gespaltenen Ambivalenz ist: die Identifikation mit dem Aggressor, die Verneinung, die Verkehrung ins Gegenteil und die Reaktionsbildung, außerdem die sehr populär gewordene Vorstellung von der Kompensation und die weniger bekannten Überlegungen über die Ich-Syntonzität von Erlebnis- und Verhaltensweisen.

Die Aufspaltung der Ambivalenz ist in allen Abwehrmechanismen zu sehen. Sie kann dort jeweils als Maß für die Pathologie verwendet werden. Beispielhaft läßt sich die "Identifikation mit dem Aggressor" (32, S. 85) beschreiben: In einem Partnerverhältnis kann z.B. eine bestimmte Form manifester Aggression (etwa ein "Aus-schalten" des Partners durch demonstrative Mißachtung) einer bestimmten Form von "Nicht-Aggression" (etwa

das hilflose Ausgeliefertsein an die befürchteten, gleichen Tendenzen des Partners) gegenüberstehen. Wenn wir in diesem Fall die Angst, selbst "ausgeschaltet" zu werden, die hinter dem manifest aggressiven Verhalten steht, nicht mit diagnostizieren, haben wir nur die Hälfte gesehen. Das Beispiel zeigt auch, daß grundsätzlich beim Mechanismus der Ambivalenzaufspaltung der Versuch vorliegt, von zwei möglichen Positionen, die für das Ich "besser" oder "günstiger" erscheinende manifest einzunehmen, die andere projektiv an die Umgebung abzuschieben. Die Tragik liegt in der Stereotypie und dem extremen Charakter der Erlebnisweisen, auf die das Ich beschränkt ist (vgl. die Überlegungen zu Primär- und Sekundärprozess im 3. Kapitel).

Die Vorstellungen vom kompensatorischen Charakter mancher Verhaltensweisen haben sich schnell verbreitet. Daß dieser Mechanismus nicht auf das Verhalten beschränkt sondern ebenso im Erleben eines jeden Menschen sichtbar ist, wurde weniger bekannt. Eigenen Gefühlen und Überzeugungen möchte man gerne die Absolutheit bewahren. Zu viel Unsicherheit käme auf, wenn auch sie durch die Beziehung zu ihrem Gegenteil relativiert würden. Als Psychodiagnostiker müssen wir trotzdem jedes "zu viel" und jedes diesem kompensatorisch entsprechende "zu wenig" als Manifestation einer aufgespaltenen Ambivalenz sehen. Am Beispiel der Kompensation wird der Grundsatz des "Gegensinns der Urworte" (s.o.) besonders deutlich: Vom gleichen Inhalt ist auf der einen Seite zu viel, auf der anderen zu wenig zu finden. Zum Ausgleich des Gefühls

der Minderwertigkeit dient ein Gefühl der Überwertigkeit. Jedesmal geht es um den Wert.

Eine interessante Verbindung läßt sich finden zwischen der Beschreibung einer Erlebnisweise als ich-synton bzw als ich-fremd und der Aufspaltung der Ambivalenz. Verschiedene psychoanalytische Theoretiker legen Wert auf die Unterscheidung zwischen Überich und Ich-ideal (z.B. llo). Dabei wird hervorgehoben, daß dem letzteren Erlebnisweisen angehören, die als ich-synton, d.h. zur eigenen Person gehörig empfunden werden (125, Hinweis in 3, S. 340), während andere als ich-fremd oder ich-dyston erlebt werden.

In unserem Modell der Ambivalenzaufspaltung haben wir eine Erklärungsmöglichkeit für diese Alternative. Der nicht zugelassene Pol der Ambivalenz erscheint als dem Ich nicht zugehörig, als zu fremden Personen gehörig oder einfach als "böse". Gelegentlich, z.B. bei der Zwangsneurose, ist dieser Inhalt dem Ich bekannt, wird aber als "böser Feind" streng gemieden. In anderen Fällen, wie bei der Depression, scheint der verpönte Inhalt(Aggression) gar nicht vorhanden zu sein. Man stößt aber auch bei solchen Patienten auf Ablehnung und Empörung, wenn man die Vermutung einer latenten Aggression ausspricht.

Für die diagnostische Beurteilung ist es wichtig zu wissen, daß die Aufspaltung der Ambivalenz immer eine Umkehrung des Erlebens mit sich bringt, je nachdem, welche Sicht man betrachtet. Auf einer Ebene wird

z.B. Schmutz gefürchtet und Sauberkeit geliebt, darunter sind die Verhältnisse umgekehrt. Deshalb ist es in jedem Fall von extremen und stereotypen Verhalten oder Erleben sinnvoll, zu diagnostizieren: "der Proband wünscht und fürchtet ... ". Diese Formulierung widerspricht zwar unserem rational-logischen Denken, das auf die Ambivalenz keine Rücksicht nimmt, sie ist aber typisch für eine psychodynamische Betrachtung.

4. 2. 4. Die nicht gespaltene Ambivalenz als Indiz für psychische Gesundheit

Bisher war nur von der Diagnostik der pathologisch gespaltenen Ambivalenz die Rede. Es ist noch nicht einzusehen, warum der Begriff Ambivalenz auch Anwendung finden soll, wenn keine Spaltung und Verdrängung des einen Poles vorliegt.

Unter dem Nicht-Vorhandensein von Ambivalenz kann man sich bildlich verschiedenes vorstellen: Entweder die beiden Valenzen heben sich derart auf, daß das arithmetische Mittel (d.h. die Spannung) gleich Null wird, oder die beiden Pole des Spannungsfeldes wirken gleich stark auf das Ich, so daß es zwischen ihnen fixiert bleibt, oder das Ich bewegt sich zwischen ihnen, ohne einen von beiden aus dem Auge zu verlieren.

Unsere Vorstellungen von psychischer Gesundheit entsprechen oft fälschlicherweise dem ersten Bild. Spannungslosigkeit, genannt "Entspanntheit" und "Harmonie"

sind dann der Hintergrund, vor dem sich die Verspanntheit, genannt "Spannung" eines Menschen als pathologisch abhebt. Daß diese Spannungslosigkeit, das Nicht-Erleben von Ambivalenzen eigentlich Stillstand und damit Tod bedeutet, wird erst bei genauerem Hinsehen deutlich.

Das zweite Bild wird eher als pathologisch erkannt. In der Metapher von dem Esel, der zwischen zwei Heuhaufen verhungert, sehen wir, daß er sich deshalb dem einen Heuhaufen nicht nähern kann, weil er sonst den anderen verlieren würde. Um seinen eigenen Bedürfnissen und der Situation entsprechend agieren zu können, müßte der Esel in Kauf nehmen, daß er die Annäherung an den einen Heuhaufen nur durch Entfernung von dem anderen erreichen kann. Es wird ihm aber zum Verhängnis, daß er die ambivalenten Gegensätze nicht ertragen kann sondern eine Seite davon vermeiden will (in diesem Fall die Trennung). Die ersten beiden Lösungen des Umgangs mit der Ambivalenz sind sich also ziemlich ähnlich.

In der dritten Möglichkeit zeigt sich die Kraft des Ich, mit und aus der Spannung zu leben. Es steht nicht in der Gefahr, den einen Pol und damit die Spannung zu verlieren, wenn es sich dem anderen nähert. Die Pole behalten trotzdem ihre Valenz, und das ist der Grund, weshalb man meiner Ansicht nach für diesen Zustand den Begriff der Ambivalenz beibehalten sollte. Alle Erlebnisinhalte sind ja definiert durch ihre Position in einem solchen Spannungsfeld, das multidimensional

ist und für jedes Individuum anders aussieht.

Fixierungen der psychischen Entwicklung - oder, wenn man so sagen will, "psychische Krankheit" - sind somit gekennzeichnet durch ein zunächst paradox anmutendes Indiz: Beziehungsverlust bzw Beziehungslosigkeit durch Objektabhängigkeit. Letztere bestünde in unserem Modell der Ambivalenz darin, daß innerhalb der Objektbeziehungen eine Seite der Ambivalenz nicht erlebt werden kann. Im Bild des verhungernnden Esels wäre es die Trennung, die zu riskant erscheint.

Viele der häufig zur Definition der "Ichstärke" herangezogenen Begriffe treffen sich hier: Spannungstoleranz, Frustrationstoleranz, Entscheidungsfähigkeit, subjektives Freiheitsgefühl usw. Auch der von Moser (vgl. 2.2.2.) als Kennzeichen der früheren Abwehrmechanismen eingeführte Begriff der Objektabhängigkeit gewinnt vor diesem Konzept der Ambivalenz neue Bedeutung: Die Reife der Objektbeziehungen ist danach zu beurteilen, wieweit ambivalente Anteile abgespalten werden müssen. Solche Abspaltungen erzeugen Abhängigkeiten von Objekten, die sich in Form von Kontaktstörungen manifestieren. In diesem Sinn wären jedoch - im Gegensatz zu Moser - a l l e Abwehrmechanismen (im engeren Sinn) durch Objektabhängigkeit gekennzeichnet, wenn auch die Objekte und die Arten der Abhängigkeiten wechseln.

Es zeigt sich an dieser Stelle eine ganz wesentliche Errungenschaft der psychoanalytischen Erkenntnisse über die Entwicklung zum Individuum: dieser Prozeß ist

charakterisiert durch den fortschreitenden Abbau von Objektabhängigkeiten als Integration von ambivalenten Erlebnisweisen in die eigene Person. Jede echte Partner- und Gruppenfähigkeit kann nur über diese Entwicklung erreicht werden.

Der in der Psychodiagnostik viel zu wenig beachtete theoretische Rahmen des von E.H. Erikson (20, S. 66) entwickelten epigenetischen Grundprinzips der Erlebnismodi trifft genau zusammen mit dem hier vorgeschlagenen Modell einer Diagnostik der Ambivalenz. Auch Erikson sieht in jedem Entwicklungsschritt und damit in jeder Erlebnis- oder Verhaltensweise die Lösung eines spezifischen Konflikts (z.B. "Autonomie contra Scham und Zweifel" in der analen Phase). Auch die "gesunden" Konfliktlösungen werden auf diese Weise dynamisch gesehen - im Gegensatz zu Hartmanns "konfliktfreier Autonomie" (vgl. 2. Kapitel).

Eriksons Erlebnismodi sind bezogen auf die sog. "erogenen Körperzonen" der klassischen Psychoanalyse und die ihnen zugeordneten Phasen oder "Kernkonflikte" (20, S. 79) der Libidoentwicklung. Wenn wir mit Erikson diese Entwicklungsstufen nicht "naturalistisch mißverstehen" (vgl. 3.2.2.), sondern die im Erleben stattfindende symbolische Übertragung auf Lebensbereiche nachvollziehen, die nicht mehr im konkreten Sinn mit den erogenen Zonen in Verbindung stehen, haben wir in Eriksons Grundschema schon eine diagnostisch sehr brauchbare Einteilung der Erlebnisweisen vor uns. Aber gerade die hier geforderte Generalisierung bringt oft erhebliche Schwierigkeiten mit sich. Nicht jeder

Mensch verfügt in gleicher Weise über das nötige Verständnis von Bildern und Symbolen (vgl. nächstes Kapitel), obwohl im allgemeinen das Vorhandensein dieser Fähigkeit unterschätzt wird und sie deshalb häufig durch Übung und Kontrolle verbessert werden kann.

Bei Anwendung des Erikson'schen Modells fällt allerdings auf, daß es für unsere praktisch-diagnostischen Bedürfnisse doch differenzierter sein müßte. Die tatsächlich angetroffenen Konfliktspannungen und -lösungen sind nicht zuletzt deshalb weitaus komplizierter, weil die sich gegenüberstehenden Pole der Ambivalenz nicht auf die Gegensätzlichkeiten der begrifflichen Logik beschränkt sind. Alles kann mit allem in ambivalente Beziehung gebracht werden, da ja auch im Gesamt der Persönlichkeit alles mit allem in Beziehung steht. Die Erikson'schen Kernkonflikte sind ein hilfreicher Anhaltspunkt. Sie müssen aber vom Diagnostiker erweitert werden auf eine nicht begrenzbare Zahl von Konflikt- und Lösungsmöglichkeiten. Wesentlich ist, daß man bei jedem auffälligen Merkmal (z.B. bei einer stereotypen Symmetriebetonung im Rorschach) sich die Frage stellt: "Welchen Konflikt löst der Proband auf diese Weise? Welche ambivalenten Positionen (z.B. Symmetrie vs Chaos) gibt es in diesem Zusammenhang für ihn? Wie verhält sich das als Konfliktlösung eingenommene manifeste Erleben der Symmetrie zu seiner Angst vor dem Chaos?"

In jedem Testverfahren und ganz allgemein in jeder

diagnostischen Situation läßt sich vor dem theoretischen Hintergrund der Ambivalenz abschätzen, wie weit ein Proband eine dialektische Beziehung zwischen sich und dem Testmaterial oder dem Diagnostiker zulassen kann. Diagnostisch auffällig sind jeweils die Stellen, an denen er "entweder" - "oder" sagen muß, d.h. zum Beispiel in eine reine Deskription der Rorschach-Kleckse verfällt, um eigene Einfälle zu vermeiden, oder Eigenbeziehungen und Idiosynkrasien produzieren muß, um nicht in echten Kontakt mit dem Testmaterial oder dem Tester zu kommen. Wir sehen, daß jetzt Idiosynkrasien nicht mehr wie bei Holt (vgl. 3.2.1.) nur als der sekundärprozeßhaften Logik widersprechend klassifiziert werden, sondern in ihrer speziellen Bedeutung bei der entdialektisierenden Aufspaltung der Ambivalenz.

4. 2. 5. Zusammenfassung

Die psychometrischen Verfahren werden dem Gegenstand der tiefenpsychologischen Diagnostik, dem manifesten und latenten Erleben des Probanden, nicht gerecht. Zur Erfassung von Gestaltprinzipien des Erlebens sind wir, ähnlich wie bei der Betrachtung künstlerischer Produktionen, auf das intuitive Nacherleben durch den Diagnostiker angewiesen.

Um dieses Verfahren durchschaubarer und damit kontrollierbarer zu machen, war es notwendig, ein Modell des Erlebens zu entwerfen, als dessen Grundprinzip

sich die Ambivalenz anbot. Dieser Begriff wurde von der Verfasserin auf den nicht-pathologischen Bereich ausgedehnt. So konnte ein der klinischen Beobachtung zugängliches theoretisches Konzept gefunden werden, das sowohl die Erscheinungsformen des gestörten Erlebens (Spaltung der Ambivalenz und damit Objektabhängigkeit) als auch die des "gesunden" Erlebens (Integration der Ambivalenz und Spannungstoleranz) umfaßt.

5. Der psychoanalytische Symbolbegriff und seine Operationalisierung.

5. 1. Psychoanalytische Symboltherorien

5. 1. 1. Die "Ubiquität der Symbole" und die Zuordnung von Zeichen und Bezeichnetem.

Jede "Interpretation" im Bereich der Persönlichkeitsdiagnostik ist eine Form der Übersetzung des Sinn- oder Bedeutungsgehaltes von Symbolen in die psychologische Fachsprache. An dieser Verwendung der Symbolik in der Diagnostik entzündet sich die Kritik der behavioristisch orientierten Psychologen, sie ist aber auch das Gebiet, auf dem die Mystifizierung der Intuition häufig zu sehr unklaren und unexakten, weil unkontrollierten diagnostischen Aussagen führt. Ich halte es deshalb für nötig, die theoretischen Grundlagen und die Methoden der Diagnostik auf diesem Gebiet genau zu untersuchen, um dadurch dem kontrolliert intuitiven Vorgehen den Ruf als "unklares Sehen" zu nehmen.

Die Theorie zur Symbolik umfaßt nicht erst seit den Anfängen und nicht nur innerhalb der Psychoanalyse eine sehr umfangreiche Literatur. In den seltensten Fällen nimmt diese Literatur direkten Bezug auf Vorgänge in der Diagnostik, wie es überhaupt den Anschein hat, daß dieses Gebiet der Psychologie in seiner Pragmatik meist weit hinter den neuesten

theoretischen Entwicklungen nachhinkt. Dieses Nachhinken ist umsomehr zu bedauern, als die Methoden der Diagnostik zur Überprüfung von Therapieverläufen benötigt werden und sich dort als rückständig erweisen im Verhältnis zu den aktuell in Frage stehenden therapeutischen Prozessen (19). Außerdem ist gerade die Diagnostik ein Gebiet, auf dem ganz konkrete "Handanweisungen" verlangt werden, weshalb sich hier theoretische Unklarheiten besonders deutlich zeigen.

In den letzten Jahren wurden von A. Lorenzer "Vorarbeiten zu einer Metatheorie der Psychoanalyse" (116) vorgelegt, deren zentrale Gedanken in einer Fortentwicklung der psychoanalytischen Symboltheorie bestehen. Dadurch wurde diese Symboltheorie als "Metatheorie" in den Mittelpunkt theoretischer Erwägungen gestellt. Eine Neudefinition der Psychoanalyse als Wissenschaft der Symbolbeziehungen muß auch für die psychoanalytische Diagnostik entscheidende Auswirkungen haben, die hier dargestellt werden sollen. Wir werden aber zunächst die wesentlichen Positionen und Entwicklungen der psychoanalytischen Symboltheorie untersuchen müssen, um ihre Bedeutung für die diagnostischen Methoden festzustellen.

Für unseren Zusammenhang entscheidend erscheint mir die Tatsache, daß es im Gesamtbereich der Symboltheorien zwei Grundeinstellungen gibt: einerseits wird hingewiesen auf eine "Ubiquität der Symbole", andererseits wird versucht, der Definition des Symbols als Repräsentanz für anderes, als ein Zeichen, das eine "Bedeutung" beinhaltet, Rechnung zu tragen.

Die zweite Anschauung bedingt Vorstellungen von "Übersetzung" zwischen Symbol und Symbolisiertem, weshalb die Ubiquität der Symbole nach verschiedenen Kriterien aufgeteilt wird und Bedeutungszusammenhänge beschrieben werden.

Was ich hier "Ubiquität der Symbole" genannt habe, wird charakterisiert durch Gedankengänge von Melanie Klein: "Ich bin ... zu dem Ergebnis gelangt, daß die Symbolik die Grundlage aller Sublimierungen und Begabungen sei, indem Dinge, Tätigkeiten, Interessen auf dem Wege der symbolischen Gleichsetzung Gegenstand libidinöser Phantasien werden ... neben dem libidinösen Interesse ... (ist-es auch) ... die Angst, die den Mechanismus der Identifizierung in Gang setzt. Die Zerstörungswünsche gegen die die Objekte vertretenden Organe ... lösen Angst vor den Objekten aus. Diese Angst trägt zur Gleichsetzung dieser Organe mit anderen Dingen bei und treibt dann von den durch diese Gleichsetzung zu Angstobjekten verwandelten Dingen weg zu immer neuen und anderen Gleichsetzungen, die die Basis für ein mit diesen Gegenständen verknüpftes Interesse und für die Symbolik bilden (loo, S. 31 Hervorhebungen von M. Klein).

M. Klein geht zurück auf S. Ferenczis Ansichten zur Ontogenese der Symbole: "Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Kind (wie das Unbewußte) zwei Dinge auf Grund der geringsten Ähnlichkeit identifiziert, Affekte vom einen auf das andere mit Leichtigkeit verschiebt und beide mit demselben Namen belegt. Ein solcher

Name ist also der hochverdichtete Repräsentant einer großen Anzahl von grundverschiedenen, aber irgendwie (wenn auch noch so entfernt) ähnlichen und daher identifizierten Einzeldingen. Die Progression in der Realitätserkenntnis (der Intelligenz) äußert sich dann beim Kinde in der fortschreitenden Auflösung solcher Verdichtungsprodukte in ihre Elemente im Erlernen der Unterscheidung der in einer Hinsicht ähnlichen, aber sonst verschiedenen Dinge voneinander" (28, S. 101).

Eine ähnlich allgemeine Auffassung der Symbolik können wir auch bei Freud finden: " ... so ist z.B. die Symbolik kein Traumproblem, sondern ein Thema unseres archaischen Denkens, unserer 'Grundsprache' nach des Paranoikers S c h r e b e r trefflichem Ausdruck. Sie beherrscht den Mythos und das religiöse Ritual nicht minder als den Traum." (53, S. 568). Und E. Jones schreibt in seinem klassischen Aufsatz über die "Theorie der Symbolik": "Denn was ist die Symbolik anderes als eine unendliche Reihe von durch die Entwicklung gebotenen Substitutionen, eine unaufhörliche Ersetzung einer Idee, eines Interesses, einer Fähigkeit oder Strebung durch eine andere?" (89, S. 943).

Um die all diesen Zitaten gemeinsame "Ubiquität" zusammenzufassen, könnte man sagen: alle Erlebnis- und Verhaltensweisen sind Symbole. Ihr gemeinsamer Nenner ist die affektive Bedeutung für das Indi-

viduum. Sie entstehen im Lauf der Entwicklung durch ständige Substitution eines Bedeutungsträgers durch einen anderen. Alle Beziehungen zur Außenwelt werden in diesem Sinn symbolisch aufgenommen und unterhalten. Die Eindeutigkeit dieser Beziehungen wird durch zunehmende Differenzierung der Bedeutungen gewährleistet.

Da wir in unseren diagnostischen Problemen bisher ohnehin bis zu der Frage nach dem jeweiligen Gestaltungsprinzip, nach der "Grundsprache" wie Schreiber es nennt (41), gekommen sind, fasziniert uns diese Symboltheorie zunächst trotz ihrer Allgemeinheit. Aber es ist natürlich ein großes Problem, so viele "Bedeutungen" in den Griff zu bekommen. Die frühe Psychoanalyse, insbesondere Freud, Jones und Ferenczi versuchte denn auch eine Kategorisierung, indem sie diese ubiquitären Symbole in Gruppen unterteilte. Bis in unsere derzeitige Testdiagnostik geht die Unterscheidung in zwei Ebenen, in Zeichen und Bezeichnetes.

Ferenczi schrieb: "Diese Gleichsetzung ist aber noch nicht Symbolik. Erst von dem Moment an, wo infolge der kulturellen Erziehung das eine (u. zw. das wichtigere) Glied des Gleichnisses verdrängt wird, gelangt das andere (früher unwichtigere) Glied zur affektiven "Überbedeutung" und wird ein Symbol des Verdrängten" (28, S. 104). Ganz im Sinn des damaligen "Unbehagens in der Kultur" (56) und des Dualismus zwischen Trieb und Abwehr erkannte auch Jones als

"eigentliche Symbole" nur verdrängte Inhalte an. Mit Rank und Sachs (131) stellte er die charakteristischen Merkmale der eigentlichen Symbole fest: "Die Stellvertretung für Unbewußtes, die konstante Bedeutung, die Unabhängigkeit von individuellen Bedingungen, die entwicklungsgeschichtliche Grundlage, die sprachlichen Beziehungen, die phylogenetischen Parallelen (in Mythos, Religion, Kult etc)" (89, S. 952). Damit waren sozusagen "pathologische Symbole" als "eigentliche Symbole" aus der für die Psychoanalyse damals noch unüberschaubaren Gesamtheit der Symbole (Zeichen, Gleichnisse, Metaphern, Allegorien etc) herausgegriffen.

Es lohnt sich, einige der oben aufgezählten charakteristischen Merkmale der "eigentlichen Symbole" näher anzusehen. Die Vorstellung von Symbolen als Stellvertreter unbewußter Ideen läuft parallel zu Freuds Trennung zwischen manifestem Trauminhalt (Symbol) und latentem Traumgedanken (symbolisierte Idee). Um den bis dahin als unverständlich und irrelevant geltenden Traum verstehen zu können, führte Freud die "Traumdeutung" ein, die die vorher erfolgte "Traumarbeit" rückgängig machen sollte. Traumdeutung ist also Übersetzung von Symbolen in eine andere, der bewußten Logik verständliche Sprache und insofern direkt vergleichbar mit der Interpretation bildlicher Produktionen im diagnostischen Prozess.

Freud trennte auf diese Weise die Ubiquität der

Symbole in zwei Bereiche: einen unbewußten und einen bewußten, einen primärprozeßhaften und einen sekundärprozeßhaften, einen der dem Es angehört und einen der dem Ich angehört, und wie die Unterscheidungen alle heißen mögen. Diese Trennung hatte Folgen für unser Verständnis vom menschlichen Erleben und Verhalten, die denjenigen der Descartes'schen Trennung von res extensa und res cogitans vergleichbar sind. Als Reaktion auf die rein naturwissenschaftlich-positivistische Denkweise seiner Zeit bewies Freud, daß Denkformen, die das "Zuständliche anstatt des Gegenständlichen" (57, S. 465) ausdrücken, sinnvolle Äußerungen des Erlebens sind. Andererseits bedeutet diese Zweiteilung eine Behinderung für unser psychologisches Denken, die erst langsam wieder überwunden werden kann.

Ganz im Sinne seiner Zeit war Freud nämlich der Auffassung geblieben, daß die "eigentliche" Sprache, die Sprache der latenten Traumgedanken, die der begrifflichen Logik sei. Die latenten Traumgedanken würden durch die Traumarbeit symbolisierend verhüllt oder unverständlich gemacht. Das Endprodukt dieser Vorgänge ist nach Freud der manifeste Trauminhalt, der sich als regressives Phänomen von den symbolisierten Ideen, den Traumgedanken durch Verschiebung, Verdichtung etc. unterscheidet.

Freuds Ausgangspunkt war ein naturwissenschaftlicher. Daher ist es verständlich, daß er die anschauliche Sprache des Traumes zunächst noch für eine Fremdsprache hielt, aus der es in die eigene Sprache zu übersetzen

galt. Die von ihm gefundenen Übersetzungsregeln sind dementsprechend alle von der begrifflichen Logik aus definiert. Von hier aus erscheinen die Konfigurationen des anschaulichen Denkens v e r schoben, v e r dichtet, ü b e r determiniert. Vom anschaulichen Denken her würden die Inhalte des begrifflichen Denkens u n t e r determiniert und e n t dichtet oder abstrahiert erscheinen. Wir werden noch sehen, daß diese Überlegungen zur Entzifferung der Bedeutung von Symbolen schwerwiegende Auswirkungen auf die Diagnostik haben.

Das zweite und dritte Charakteristikum der Symbole nach Jones, die konstante Bedeutung und die Unabhängigkeit von individuellen Bedingungen, erfuhr seit seiner Definition mehrere Relativierungen. Schon Jones meinte, daß es besser heißen sollte "nicht allein abhängig von individuellen Bedingungen" (89, S. 953). Die konstante Bedeutung ist ja nur bei universellen Symbolen möglich. W. Stekel (160) und O. Rank (132) waren vor allem Verfechter dieser konstanten Bedeutungen als einer "Sprache des Unbewußten". Auch C.G. Jung (91) betonte die Universalität der archetypischen Symbole. Freud dagegen war sich der Problematik einer eindeutigen Zuordnung von Symbol und Symbolisiertem bewußt, weshalb er eine Trauminterpretation ohne Zuhilfenahme der Assoziationen des Träumers ablehnte. "Mein Verfahren ist ja nicht so bequem wie das der populären Chiffriermethode, welche den gegebenen Trauminhalt nach einem fixierten Schlüssel übersetzt; ich bin vielmehr gefaßt darauf, daß derselbe Traum-

inhalt bei verschiedenen Personen und in verschiedenem Zusammenhang auch einen anderen Sinn verbergen mag (35, S. 125).

Über das Verhältnis von universeller und individueller Symbolik schreibt Jones: "Das Individuum hat keine unbegrenzte Freiheit der Wahl bei der Schaffung eines bestimmten Symbols, sondern im Gegenteil nur eine sehr herabgesetzte, da die wichtigsten determinierenden Faktoren solche sind, wie sie umfangreichen Menschenklassen oder noch öfter dem ganzen Menschengeschlecht gemeinsam sind. ... Während dem Individuum die Auswahl, welche Vorstellung durch ein bestimmtes Symbol ersetzt werden soll, aus dem eben angegebenen Grunde nicht freisteht, kann es wählen, welches Symbol von den vielen in Betracht kommenden zur Darstellung einer bestimmten Vorstellung benützt werden soll; ja noch mehr, es kann manchmal aus ganz persönlichen Gründen eine bestimmte Vorstellung durch ein Symbol ausdrücken, das noch nie als ein solches benützt wurde ... man kann nur ein Symbol wählen oder neue anfertigen, und selbst in diesem zweiten Falle müssen sie denselben Sinn haben, den sie bei anderen Menschen hätten, wenn diese davon Gebrauch machen würden." (89, S. 953) Diese letzte Forderung wurde, wie wir noch sehen werden, von Lorenzer in Frage gestellt. Zunächst ist allgemein festzustellen, daß die ausschließliche Betrachtung der Symbole als phylogenetisch oder kulturell vorgegebener "Sprachschatz", aus dem das Individuum bestenfalls seine

eigenen Symbole wählen kann, zugunsten einer individuelleren Bedeutungsanalyse aufgegeben werden mußte.

Eine Rückkehr zur Ubiquität der Symbole und zugleich eine fruchtbare Fortentwicklung der Symboltheorie stellt die von D. Beres (10) vorgeschlagene Verbindung zwischen Symbol- und Repräsentanzenlehre dar. Beres ist der Ansicht, "daß die von äußeren und inneren Reizen mobilisierte Triebenergie vom Es als Bedürfnis ausgedrückt und vom Ich als Wunsch organisiert wird. In seinem unbewußten Zustand besteht der Wunsch aus seelischen Repräsentanzen, in seinem bewußten Zustand aus Bildern, Phantasien und Gedanken. Das Symbol ist die Grundkomponente des bewußten Ausdrucks der seelischen Repräsentanz, gleichgültig, ob es sich um eine psychische Leistung, eine Verhaltensweise oder ein Symptom handelt." (10, S. 936).

Das Symbol ist für Beres "immer eine bewußte Manifestierung und steht entweder für eine unbewußte seelische Repräsentanz oder für irgendein anderes bewußtes Bezugsobjekt." (10, S. 939) Auch für ihn gibt es eine "Übersetzung", jetzt zwischen unbewusster Repräsentanz, die er als "psychische Realität" im Sinne Freuds versteht, und Symbol als Manifestation dieser Repräsentanz. Entsprechend ist das Symbol kein regressives Phänomen mehr, wenngleich sich der regressive Prozess der verfügbaren symbolischen Formen bedienen kann wie z.B. bei visuellen Bildvor-

stellungen und Traumbildern.

An dieser Konzeption erscheinen mir vier Punkte wesentlich und für eine ichpsychologische Diagnostik gut verwendbar:

- 1) Alle Symbole sind bewußt und entstehen im Ich.
- 2) Die Symbole sind Manifestationen der unbewußten Repräsentanzen, d.h. der psychischen Realität
- 3) Die Trennung in bewußte und unbewußte Symbole entfällt und damit die klassische psychoanalytische Vorstellung vom Unbewußten als Bereich verdrängter Anteile
- 4) Alle Erlebnis- und Verhaltensweisen werden auf einem Kontinuum von Symbolen gesehen.

Die ersten beiden Punkte wurden auch von Lorenzer (115, S. 89) übernommen, während er die dritte und vierte Annahme nicht akzeptiert. Lorenzer bleibt damit deutlicher auf dem Boden der klassischen Psychoanalyse. Er schreibt: "Es kann zwei Arten von strukturierten Repräsentanzen geben, bewußte und unbewußte. Die bewußten Repräsentanzen haben den Charakter von Symbolen, die unbewußten Repräsentanzen sind dagegen nicht symbolische Strukturen. Ich habe vorgeschlagen, sie in Anlehnung an eine Freudsche Formulierung 'Klischee' zu nennen." (115, S. 79)

Aus verschiedenen Gründen erscheint mir Lorenzers Trennung in "Symbol" und "Klischee" für diagnostische Zwecke nicht günstig. Einerseits geht damit die Gegenüberstellung von Ich und Unbewußtem einher, denn die Symbole werden im Ich gebildet, während die Klischees als verdrängte Inhalte dem Unbewußten angehören. Allein schon wegen der Eindeutigkeit der Terminologie halte ich es nicht für zweckmäßig, dem Ich, das bekanntlich zum Teil unbewußt ist, das Unbewußte gegenüber zu stellen.

Außerdem läßt sich "Unbewußtes" kaum diagnostizieren. Das liegt, wie ich in Kapitel 4.1.1. zu zeigen versuchte, nicht an der Unfähigkeit der Diagnostiker, sondern an der Unbrauchbarkeit des Konzepts. Wenn wir feststellen wollen, was der Proband von sich nicht weiß, laufen wir Gefahr, das für sein Unbewußtes zu halten, was wir im Gegensatz zu ihm über ihn wissen oder annehmen. Hier liegt eine Parallele vor zu der gelegentlich anzutreffenden Auffassung von analytischer Psychotherapie als (Sprach-) K o r r e k t u r (115, S. 100) im Sinn einer aktiven Mitteilung der "richtigen" Symbolbedeutungen bzw. der unbewußten Inhalte - eine Überschätzung der Rolle des Wissens (162, S. 316). Ich muß allerdings einfügen, daß ich wegen des Kontextes, in dem dieses Wort "Korrektur" steht, überzeugt bin, daß Lorenzer hier nur einen etwas unglücklichen Ausdruck verwendet für den von ihm gemeinten, durch "szenisches Verstehen" (s.u.) bewirkten, therapeutischen Prozess.

In ähnlichem Sinn wendet sich meine Kritik gegen die theoretische Vorstellung von einer Abtrennung des "Klischees" (als verdrängt, unbewußt und damit "ungesund") vom Symbol (als nicht verdrängt, bewußt und damit "gesund") mehr gegen die, wie mir scheint, veraltete psychoanalytische Auffassung von der durch Verdrängung entstehenden "Krankheit im Unbewußten". Das Ich wird auf diese Weise in unserer Vorstellung als Träger der "Gesundheit" überbewertet und die "Krankheit" als zu einem anderen Bereich gehörend abgespalten. Eine I c h psychologie müßte aber beides, gesunde Symbolentwicklung und deren Störung, im Ich beobachten. Für dieses Vorgehen, das ich im folgenden näher erläutern möchte, ist allerdings die Beschreibung dessen, was Lorenzer unter "Klischee" versteht, ebenso verwendbar wie die Methode des "szenischen Verstehens".

5. 1. 2. Entwurf einer Symboltheorie als Grundlage eines diagnostischen Systems

Eine Gesamtkonzeption der Symboltheorie als Grundlage eines diagnostischen Systems im Sinne einer "Metatheorie der Psychoanalyse" muß die bisher ausgeführten Überlegungen zum Problem der Primär- und Sekundärprozesse, des Unbewußten, der Ambivalenz und der Symbolbildung einbeziehen. Wenn hier die Sprache in Anlehnung an Lorenzer in den Fokus der Betrachtungen gerückt wird, so scheint es mir nötig, zu betonen, daß der Terminus "Sprache" in diesem Zusammenhang nicht auf das Verbalverhalten beschränkt werden kann, sondern im Sinn von Kommunikation oder Beziehung zu verstehen ist. Das Verbalverhalten ist

ja nur eine der Ausdrucksformen von Beziehungen. Es kann deshalb für diagnostische Zwecke nur in seiner symptomatischen Bedeutung herangezogen werden.

Zur Darstellung dieser Konzeption verwenden wir am besten den genetischen Gesichtspunkt. Den Symbolbildungsprozess können wir uns als Aufnahme immer neuer Beziehungen zu den Objekten der Umwelt vorstellen, wobei die grundlegende Tendenz besteht, "nach dem Vertrauten zu suchen, das Bekannte im Unbekannten zu entdecken" (10, S. 930). Bei jedem dieser Schritte der Kontaktaufnahme besteht die Möglichkeit, das neue Objekt dem alten nur "gleich" zu setzen (was Beres als Bildung eines Ersatzobjektes bezeichnen würde, 10, S. 927), oder neben der Gleichheit die Ungleichheit und damit die tatsächliche Identität des neuen Objektes festzustellen. Der Unterschied zwischen Ersatzobjekt und Symbol besteht nach Beres darin, "daß das Ersatzobjekt für das ursprüngliche Objekt steht und beide die gleiche Bedeutung haben, während das Symbol vom beobachtenden Ich als Stellvertreter erkannt werden kann." (10, S. 927).

Diese Differenzierung in "gleich" und "ungleich" stellt somit einen wichtigen Schritt der Beziehungsaufnahme bzw eine "Entwicklungsstufe des Wirklichkeitssinnes" (29, 30) dar. Es wird nicht schwer sein zu zeigen, daß der Beres'sche Begriff des Ersatz-

objekts mit dem Lorenzer'schen Klischee zumindest in der Beschreibung als pathologisches Phänomen übereinstimmt.

Dieses Grundschema ist nun zu untersuchen in Bezug auf sein Verhältnis zu den Primär- und Sekundärprozessen und zur Ambivalenz.

Die beim Übergang des Primärprozess in den Sekundärprozess beschriebenen Differenzierungsschritte (vgl. Kapitel 3.1.3.) sind im Grunde genommen nichts anderes als die eben aufgezeigten Stufen der Symbolbildung. Damals stellten wir fest, daß der gesunde Verlauf durch eine dialektische Strukturierung des Ich charakterisiert ist. Erkennbar ist dieser Vorgang an der erhöhten Spannungs- oder Frustrationstoleranz und der Verfügbarkeit primärprozesshafter Erlebnisweisen im sekundärprozeßhaften Verhalten und umgekehrt. Störungen hatten wir angenommen, wenn infolge einer traumatischen Überlastung diese Differenzierung nicht stattfinden konnte, sondern der Antrieb in seinem primären Zustand bleiben mußte und eventuell durch einen isolierten, sekundärprozeßhaften Abwehrmechanismus ersetzt wurde. Diese Störungen wurden als Stereotypien im Erleben und Verhalten diagnostizierbar.

Bei der Symbolentwicklung, die ja in diesem psychoanalytischen Sinn nichts anderes ist als die Entwicklung der Objektbeziehungen im weitesten Sinn, tritt im gesunden Fall ebenfalls eine dialektische

Differenzierung ein. Durch die Gleichsetzung mit schon bestehenden Objektbeziehungen erhält die neue Beziehung ihre emotionale Valenz, durch das Verhältnis von Gleichheit und Ungleichheit wird sie in ihrer Identität festgelegt. Auf diese Weise entwickeln sich aus globaleren Objektbeziehungen differenziertere und eindeutigere. Auch die Parallelität dieses Vorgangs mit der Entwicklung der kreativen Sekundärprozesse ist deutlich. In beiden Fällen können wir für den gesunden Verlauf diagnostisch feststellen, daß durch den Differenzierungsschritt zwar die strukturiertere, stärker festgelegte Form gewonnen wird, aber die primäre, globalere Form nicht aufgegeben werden muß.

Bevor wir uns mit den Erscheinungsformen der Störungen der Symbolbildung näher beschäftigen, wollen wir sehen, wie das Konzept der diagnostischen Beurteilung der Ambivalenz mit dieser Symboltheorie vereinbar ist. Die ersten Objektbeziehungen sind noch ausschließlich von Triebbedürfnissen bestimmt. Die Objekte werden nach einem groben Schema in Bedürfnisbefriedigende, d.h. angenehme, und nicht Bedürfnisbefriedigende, d.h. unangenehme eingeteilt. Abraham (1) nannte diesen Zustand das "vorambivalente Stadium." (zitiert nach 148, S. 184). Spitz (148, S. 184) beschreibt den Übergang zur Ambivalenz in der Beziehung zur Mutter: "Um den sechsten Monat herum findet eine Synthese statt. Der wachsende Einfluß des Ichs drückt sich aus in der Integration

der Erinnerungsspuren von unzählige Male wiederholten Erlebnissen und Wechselbeziehungen, die das Kind mit seiner Mutter gehabt hat. Dies endet schließlich mit der Vereinigung der Bilder der beiden Objektvorläufer, der "guten" Mutter und der "schlechten" Mutter. Eine einzige Mutter, das Liebesobjekt im eigentlichen Sinn, entsteht."

Wir sehen, daß diese Differenzierungsschritte im Grunde nur von verschiedenen Aspekten aus beschrieben wurden. Die Ausbildung der gesunden ungespaltenen Ambivalenz, des gesunden kreativen Sekundärprozesses und des eindeutigen Symbols geschieht jedesmal durch das Aufnehmen oder die Integration der Spannung zwischen Befriedigung und Frustration, zwischen gut und böse etc. Lebovici schreibt, "daß in diesen Vorstadien der Objektbeziehung die Wahrnehmung nach und nach von einem zunächst globalen und undifferenzierten Affekt sich zur Wahrnehmung gewisser ausgezeichnete Merkmale hinentwickelt, um schließlich zu den symbolischen Mitteilungswegen zu gelangen, welche die Stabilisierung endgültiger Objektbeziehungen andeuten." (111, S. 87) Häufig ist in diesem Zusammenhang die Auffassung zu finden, daß die Entwicklung von affektiver zu rationaler Objektbeziehung (im Sinn einer Alternative) fortschreitet. Diese Beschreibung scheint mir jedoch nicht präzise genug. Beides, die affektive Valenz und auch die rationale Identität, wird differenziert. Jede Ersatzbildung des einen durch das andere würde eine Störung des Symbolbildungsprozesses darstellen.

Diagnostisch wäre eine gesunde Ambivalenz erkennbar an der Fähigkeit realitätsadäquat ja u n d nein zu einem Objekt sagen zu können, wobei mit Realität die äußere und innere Realität gemeint ist. Dies entspricht aber einer gesunden Objektbeziehung, in der jeweils die Spannung zwischen Subjekt und Objekt voll erlebt werden kann.

Die Störungen des Symbolbildungsprozesses bestehen darin, daß zwar die Bedeutung des bekannten Objekts auf das neue ausgedehnt wird, daß aber wegen traumatischer Überlastung des Ich die Ungleichheit zu dem ersteren nicht registriert werden kann. Dadurch wird keine reale Beziehung möglich, da ja das neue Symbol für identisch mit dem alten gehalten wird. In allen Entwicklungsphasen bzw Neurosenstrukturen und auch in psychotischen Zustandsbildern läßt sich dieses Phänomen zeigen.

Melanie Klein (100) zeigte in ihrem berühmten Fall "Dick", wie dieser schizophrene Junge wegen mangelnder Symbolentwicklung "kein spezielles Verhältnis zu bestimmten Gegenständen" hatte. Die Affekt- und Angstlosigkeit der Schizophrenie führt sie darauf zurück, daß in der frühesten Entwicklungsphase keine Realitätsbeziehung aufgenommen werden konnte. Auch das Beziehungsdenken und der Konkretismus der Schizophrenen kann vor diesem theoretischen Hintergrund gesehen werden. Für diese Patienten sind ganz andere Dinge und Beziehungen "gleich" als für den

"Normalen". Sie haben zu wenig differenzierende ("ungleich") Erlebnisse machen können, wenn auch Teile der Persönlichkeit von dieser Stereotypie des Erlebens ausgenommen sein, bzw durch Ersatzbildungen aufrecht erhalten werden können.

Für Depressive teilen sich die Objekte oder Beziehungen ein in versorgende (gute) und nicht versorgende (böse). Die undifferenzierten Kategorien "gut" und "böse" der Zwangsneurose sind gleichermaßen ein Beispiel für die durch Desymbolisierung oder, wie man wohl besser sagen sollte, nie erworbene Symbolisierungsfähigkeit verzerrte Wahrnehmung und auch für die damit einhergehende Spaltung der Ambivalenz (vgl. 4.2.3.). Anhand klinischer Fälle zeigte St. Mentzos (121) die Veränderung der Selbstrepräsentanz durch Desymbolisierung in der Hysterie, und Rosenkötter (148) stellte die verzerrte Wahrnehmung infolge fehlerhafter Symbolisierung bei einem Patienten dar, der spezifische Situationen, die an seine ungelösten ödipalen Konflikte erinnerten, in zwanghafter Weise fehlinterpretieren mußte. In beiden Fällen erwies sich die zur Interpretation herangezogene Symboltheorie als sehr brauchbar.

Um die für ein Individuum charakteristischen Stellen mißglückter Symbolbildung diagnostisch genauer sehen und beschreiben zu können, möchte ich einige der von Lorenzer (116, S. 80 f) genannten Eigentümlichkeiten der "Klischees" diskutieren. Der Unterschied

zwischen Symbol und Klischee besteht nach Lorenzer vor allem darin, daß Klischees auf einen spezifischen Auslöser hin in Gang gesetzt werden, vergleichbar den tierischen Auslöseschemata. Die klischeebestimmte Scene "läuft aus innerer, unreflektierbarer Zwangsläufigkeit ab." (Wiederholungszwang). Sie ist durch Stereotypie gekennzeichnet.

Diese Charakteristika verlangen vom Diagnostiker, daß er z.B. in einem Rorschachprotokoll nach wiederkehrenden stereotypen "szenischen Einheiten" sucht. Die Identität dieser Szenen ist oft nur feststellbar, wenn man vom konkreten bildlichen Inhalt absieht, der natürlich wechseln kann, und sich auf bestimmte, wiederkehrende affektive Konstellationen konzentriert. Überhaupt ist es im neurotischen Bereich viel schwieriger, die Stereotypen zu entdecken als im psychotischen oder auch bei hirnorganischen Befunden. Im letzten Fall sind häufig Stereotypen als sofort sichtbare Perseverationen gegeben, während bei neurotischen Störungen das perseverierende Moment je nach Fixierung sehr unterschiedlich sein kann. Grundsätzlich kann jedes Merkmal in diesem Sinn zum Stereotyp werden. Diese Überlegung fordert eine weitgehende Revision der üblichen Interpretationsanweisungen für projektive Verfahren, spielerische und zeichnerische Gestaltungsverfahren. Dort findet man fast durchgängig die Auffassung vertreten, ein bestimmtes Merkmal (und sei es das der Differenziertheit) bedeute je nach Quantität seiner Ausprägung einen "positiven" bzw "negativen" Cha-

rakterzug.

Außerdem müssen wir auf den "Auslöser" achten, für den die Ähnlichkeit mit der traumatischen Situation festzustellen ist. Wenn wir den Verlauf der klischeebestimmten Szene überblicken, können wir sehen, welche Ersatzbildungen stattfinden und wie stabil diese sind. Gleichzeitig kann anhand der relativen Variabilität des Klichees die Rigidität der Ersatzbildungen beurteilt werden. Wenn wir schließlich noch an die Genese der Fixierungen im Symbolbildungsprozess denken, werden wir unser Augenmerk darauf richten, was für den Probanden alles "gleich" ist und was "ungleich". Inadäquate Gleichsetzung (z.B. schlechte Formangemessenheit der Deutungen von Rorschach-Klecksen) würden auf mangelnde Differenzierung in den Objektbeziehungen hinweisen, während das auffällige Suchen nach oder Feststellen von "Ungleichheiten" im Sinne der gespaltenen Ambivalenz als Abwehr gegen Tendenzen zu starker Gleichsetzung zu interpretieren wäre.

Eine besondere Schwierigkeiten beim Erkennen klischeehafter "Szenen" ist die von Lorenzer aufgezeigte Tatsache, daß "klischeebestimmtes Verhalten ... stets mit symbolvermitteltem Handeln vermischt (ist). Das Ich nimmt zumindest in Form von Rationalisierungen oder sekundären Überarbeitungen (wie der sekundären Traumarbeit) Stellung. ... Diese Überformungen und Eingriffe sind nur der Spezialfall einer unablässigen Verknüpfung von Klischees mit Symbolen."

(116, S. 83). Nach Lorenzer ist klischeebestimmtes Verhalten als "Ausschluß aus der Sprachkommunikation" (also Beziehungsverlust) zu kennzeichnen. Durch die sekundäre Bearbeitung oder Ersatzbildung gelingt in den meisten Fällen noch eine mehr oder minder realitätsangemessene Kommunikation. Diese beruht auf einer "pseudo-kommunikativen Privatsprache". In dieser Privatsprache (der subjektiven Realität) mischen sich also, wie nicht anders zu erwarten, fixierte Gleichsetzungen mit Ersatzbildungen, die die fehlende Differenzierung ausgleichen sollen (z.B. extremes Spielen einer konventionellen Rolle bei Hysterikern an Stelle von echter Beziehung). Es ist oft schwer, diese Ersatzbildung in ihrer Funktion zu erkennen, da meist kompensativ besondere Begabungen und Fähigkeiten oder auch Anteile der Persönlichkeit, deren Differenzierung besser geglückt ist, dafür eingesetzt werden. Eine Möglichkeit, sie trotzdem von Symbolen ohne Ersatzfunktion zu unterscheiden, möchte ich im nächsten Kapitel vorschlagen.

Zunächst ist noch einiges zu sagen zum Einbau dieser Theorie in den Rahmen der Psychoanalyse. Lorenzer bezeichnet sie als "Vorarbeit zu einer Metatheorie der Psychoanalyse". Als Psychoanalytiker hat man bei der Lektüre seines Buches ja auch den Eindruck einer neuen Einkleidung der alten Lehre von der Verdrängung und von den Abwehrmechanismen. Erfreulicherweise kann man schon heute feststellen, daß diese Einkleidung sehr zum Verständnis der Psychoanalyse

bei Nicht-Analytikern beigetragen hat. Sie klingt nicht mehr so gefährlich und fremdartig nach Triebtheorie und Energiemodell. Wegen der besseren Verstehbarkeit halte ich sie auch für geeignet als theoretisches Modell für die Diagnostik. Allerdings müssen hier Einschränkungen gemacht werden, die gerade die Verknüpfung mit der klassischen psychoanalytischen Theorie betreffen.

Ich bin im voranstehenden Lorenzers Terminologie gefolgt und habe zwischen "Symbol" und "Klischee" unterschieden, obwohl ich zuvor diese Unterscheidung als ungünstig bezeichnete. Die Übernahme der Begriffe soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie hier etwas anders gemeint sind als bei Lorenzer. Nach Lorenzer ist "die Verdrängung als 'innere Verleugnung' identisch ... mit Desymbolisierung und d.h. 'Verwandlung einer symbolischen Repräsentanz in ein Klischee unter Bewahrung ihres Beziehungscharakters',... (deshalb) muß notwendig dem Klischee derselbe Beziehungscharakter unterstellt werden, den schon die symbolischen Objektrepräsentanzen besaßen - deretwegen sie desymbolisiert werden." (116, S. 85)

Lorenzer hält es also für möglich, daß sich Symbole in Klischees verwandeln, d.h. aber, daß ein einmal erfolgter (gesunder) Differenzierungsschritt rückgängig gemacht werden kann. Dem ist entgegenzuhalten, daß neurotische Regression immer auf Fixierungsstellen hin erfolgt. Die nach Lorenzer bei Dekompensation sich in Klischees verwandelnden Symbole mögen

sekundär (als Ersatzbildungen) zur Aufrechterhaltung oder Wiederaufnahme der Kommunikation beigetragen haben; in ihrer Funktion und Qualität als Notbehelf waren sie jedoch eigentlich nie Symbole im Sinne Lorenzers sondern eben Klischees.

Diese theoretische Unterscheidung scheint mir deshalb von Bedeutung, weil man zu leicht die "Pseudokommunikation" für eine echte (also für eine symbolvermittelte) hält, wenn man nicht beachtet, daß sie nur eine darunter liegende, verkümmerte Objektbeziehung vertritt. Überhaupt scheint es mir günstiger, hier bei der genetischen Vorstellung eines unterbrochenen Symbolisierungsprozesses zu bleiben und die in jedem Fall an diesen Stellen einsetzende mehr oder weniger adäquate Ersatzbildung als solche zu kennzeichnen. Wir können dann in Bezug auf bestimmte Symboleinheiten bzw Objektbeziehungen Schritt für Schritt die ganze Entwicklungsreihe daraufhin untersuchen, wo die situative Ambivalenz (als Spannung zwischen Individuum und Außenwelt oder in der Außenwelt, z.B. "double-bind"-Situation) für die damalige Struktur nicht ertragbar war, so daß ein Pol abgespalten werden mußte. Diese Vorstellung ist klarer als diejenige, daß durch Verdrängung der Symbolisierungsprozess als "Desymbolisierung" rückgängig gemacht werden könnte.

In ähnlichem Sinn möchte ich Stellung nehmen zu der von Lorenzer als "progressiv" bezeichneten Störung

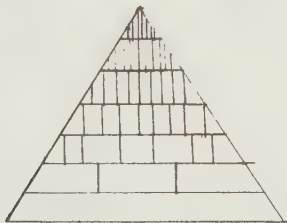
des Symbolbildungsprozesses. Er spricht von der Verwandlung von Symbolen in "Zeichen", wie sie bei Intellektualisierung und Isolierung zu sehen sei: "Repräsentanzen können ihren Charakter als 'Symbole' zunehmend in den von 'Zeichen' umwandeln. Das ist eine ansteigende Entleerung der Bedeutung, die als eine Abschwächung von 'emotionaler Bedeutung für das Subjekt' zu verstehen ist. Resonanzverlust meint hier immer: Verlust an Affizierbarkeit im Subjekt durch die Objekte, wobei der Ansatz für den Beziehungsverlust an korrespondierenden Stellen besteht: sowohl bei den Selbst - wie bei den Objektrepräsentanzen. Desgleichen ist die Verwandlung der Symbole in Zeichen gleichbedeutend mit einer zunehmenden Vergegenständlichung; die Zeichen unterscheiden sich ~~vom~~ den Symbolen durch eine one-to-one-Beziehung, d.h. eine Perfektion der Denotation mit Verringerung der Konnotationsbreite." (116, S. 85/86).

Mir scheint, daß Lorenzer hier eine ausgezeichnete Beschreibung zweier Vorgänge gibt, die aber doch getrennt werden sollten. Denn jeder gesunde Symbolisierungsprozess läßt sich als Zunahme der Denotation mit Verringerung der Konnotationsbreite kennzeichnen. Die Frage ist nur, ob dabei die früheren Konnotationen, d.h. die Regressionsfähigkeit verloren geht. Sie geht immer dann verloren, wenn der Symbolisierungsprozess durch Klischeebildung ("Barrieren" vgl. 3.1.3.) unterbrochen wird und die "Perfektion der Denotation" an die Stelle der früheren Konnotation tritt. Da sich hier eine ausgezeichnete Möglichkeit

für diagnostische Unterscheidungen bietet, halte ich eine eindeutige theoretische Trennung der gesunden von der gestörten Entwicklung an dieser Stelle für sehr wichtig. (Wir sahen ähnliches bei der Betrachtung der Genese der Sekundärprozesse).

Die Lorenzer'sche Unterscheidung in regressive und progressive Symbolbildungsstörungen fiel allerdings dann weg. Sowohl Verdrängung als auch Intellektualisierung wäre zurückführbar auf Fixierungen und Ersatzbildungen. Bei der Verdrängung (in hysterischem Kontext) besteht die Ersatzbildung häufig in pseudokommunikativem Rollenspiel und Zurschau-stellung von Affekten, bei der Intellektualisierung in ebenso pseudokommunikativer, weil abgespaltener Rationalität.

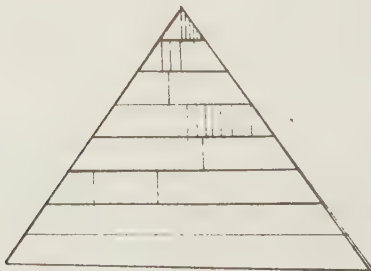
Zur Veranschaulichung der hier zur Diskussion gestellten Symboltheorie kann vielleicht das folgende Schema dienen:



Es zeigt sowohl den Entwicklungsgang der Symbolbildung als auch die aktuell antreffbare und diagnostisch zu erfassende Struktur des Erlebens. Zu-

nächst (unten) wäre ein undifferenziertes (primäres) Stadium der Erlebnisweisen, Objektbeziehungen oder Symbolbeziehungen zu sehen. Es besteht noch eine große Konnotationsbreite der einzelnen Beziehungen oder Begriffe, die sich erst im Lauf der Entwicklung (im Schema in Richtung nach oben) ausdifferenziert und dadurch abnimmt. Dabei bleiben bei ungestörter Entwicklung neben den neu erworbenen Denotationen (Ugleich-Erlebnissen) die alten Konnotationen (Gleich-Erlebnisse) erhalten, sind aber von diesen unterscheidbar, so daß die primären Erlebnisweisen die sekundären nicht stören oder umgekehrt.

Im kreativen Prozeß und bei gesunder Entwicklung wäre der Wechsel zwischen verschiedenen Entwicklungsstufen (vertikal) möglich ("kreative Regression"). Im Fall gestörter Entwicklung stünden diesem Wechsel "Barrieren" (vgl. 3.1.3.) entgegen, symboltheoretisch ausgedrückt: es würden unrealistische Gleichsetzungen vorgenommen, da eine organische Differenzierung nicht stattgefunden hat, wie folgendes Schema veranschaulichen soll:



Wir können jetzt sehen, daß die waagrechten Linien im Schema sich als Fixierungsstellen erweisen. Diese Fixierungsstellen sind aber nichts anderes als die von der Psychoanalyse in verschiedenen Darstellungsbereichen aufgezeigten Stellen von Angst und daraus folgender Hemmung: als Absonderung von "Es" - bzw "Überich"-Inhalten vom Ich, als Fixierungen beim Übergang zwischen Primär- und Sekundärprozeß, zwischen Unbewußten und Bewußtem, als Abspaltung des einen Pols einer Ambivalenz, und schließlich als Ausschluß von bestimmten Beziehungserlebnissen (konnotativer oder denotativer Art, je nach Gerichtetheit der Barriere nach oben oder unten) aus dem Erleben.

Das genetisch und im aktuellen Prozeß beobachtbare Erlebnismuster des Probanden stellt nun seine "Privatsprache" im Sinne Lorenzers dar, mit der von mir vorgenommenen Abwandlung, daß Privatsprache nicht eo ipso unverständlich ist, sondern nur an den Stellen, wo eine Inkongruenz der Konnotationen besteht, d.h. wo unterschiedliche, meist gegensätzliche Symbolbedeutungen innerhalb der Person (und damit gleichzeitig in den Objektbeziehungen) übereinanderliegen, die einerseits wie durch eine Isolierschicht voneinander getrennt sind, andererseits in stereotyper Verbindung miteinander auftreten. Z.B. können die Signale, die einen Wunsch nach Nähe und Geborgenheit ausdrücken sollen, bei einer Störung stereotyp als manifeste Haltung der Autonomie

und Ablehnung von Nähe und Zuwendung erscheinen. In diesem Fall versteht sich weder das Individuum selbst, noch kann es von seinen Bezugspersonen adäquat verstanden werden. Die Aufdeckung dieser privatsprachlichen Bedeutungen pseudokommunikativer Art ist nicht nur Aufgabe der psychoanalytischen Therapie sondern ebenso Ziel jeder tiefenpsychologischen Diagnostik.

5. 1. 3. Entsprechungen mit anderen theoretischen Ansätzen

Wir verlassen jetzt vorübergehend den Lorenzer'schen Ansatz, um uns mit Parallelen zu diesen Vorstellungen von der Symbolentwicklung zu beschäftigen, die bei anderen Autoren, z.T. auch außerhalb der Psychoanalyse, anzutreffen sind. Abgesehen von der besseren Verständigungsmöglichkeit mit nicht-psychoanalytischen Forschern erhoffe ich mir davon Fortschritte in Richtung auf eine Erweiterung unserer diagnostischen und experimentellen Verfahren.

Innerhalb und außerhalb der Psychoanalyse wurden immer wieder zwei konträre Idealtypen von Denkprozessen gefunden. Freud beschreibt als "Regression der Traumarbeit" den Übergang von begrifflichem zu anschaulichem Denken als den "Weg von den Gedanken zu den Wahrnehmungsbildern ... Auf diesem Wege, welcher der Entwicklungsrichtung der seelischen Komplikationen entgegengesetzt ist, gewinnen die Traumge-

danken Anschaulichkeit ... fast alle Relationen innerhalb der Gedanken, welche dieselben gegliedert haben, (gehen) für den manifesten Traum verloren. Die Traumarbeit übernimmt sozusagen nur das Rohmaterial der Vorstellungen zur Darstellung, nicht auch die Denkbeziehungen, die sie gegeneinander einhielten, oder sie wahrt sich wenigstens die Freiheit, von diesen letzteren abzusehen Das Material der Traumgedanken erfährt während der Traumarbeit eine ganz außerordentliche Zusammendrängung oder V e r d i c h t u n g." (37, S. 152/153, Hervorhebung von Freud).

Die schon erwähnte einseitige Betrachtungsweise vom Standpunkt des begrifflichen Denkens läßt die Anschaulichkeit als Abstraktion aus der Begrifflichkeit erscheinen. Die denotativen Relationen sind dort nicht mehr vertreten. Freud schreibt: "Das Denken in Bildern ist ... ein nur sehr unvollkommenes Bewußtwerden." (48, S. 248) Die alternative Position prägte die Bezeichnung D e n o t a t i o n und K o n n o t a t i o n, womit sie ausdrücken wollte, daß die Anschaulichkeit m e h r Bedeutungen umfaßt als das begriffliche Denken. Von einem i c h psychologischen Standpunkt aus können wir feststellen, daß die gesunde Entwicklung beides umfaßt, eine Abnahme dessen was als "gleich" erlebt wird (Differenzierung) und eine Zunahme "eindeutiger" (d.h. ja "nur eine Deutung zulassender") Beziehungen (Integration). Wesentlich ist, daß es dieser Entwicklung entsprechend verschiedene Formen logischer Gesetzmäßigkeiten gibt, und daß wir deswegen auch diagnostische Fehler begehen,

wenn wir die Erlebnisweise eines Probanden einseitig an den Gesetzen der begrifflichen Logik messen, ohne zu untersuchen, wieweit es sich bei den bildhaften Gestaltungen um Fixierungen des Symbolbildungsprozesses oder um "freiwillige" Regressionen zu früheren Stadien desselben handelt.

Freud selbst hat solche Fixierungen im Sinn der nicht erfolgten Differenzierung von Symbol und Objekt beschrieben: "Wenn das Schreiben, das darin besteht, aus einem Rohr Flüssigkeit auf ein Stück weißes Papier fließen zu lassen, die symbolische Bedeutung des Koitus angenommen hat oder wenn das Gehen zum symbolischen Ersatz des Stampfens auf dem Leib der Mutter Erde geworden ist, dann wird beides, Schreiben und Gehen, unterlassen, weil es so ist, als ob man die verbotene sexuelle Handlung ausführen würde." (55, S. 235).

Die eben dargestellten Entwicklungsprinzipien der Symbolbildung als Zusammenwirken von Differenzierung und Integration erinnern an H. Werners allgemeine Entwicklungsprinzipien. Auch Werner beobachtete in ausgedehnten vergleichenden Studien zur Entwicklung bei Tieren, Primitiven und Kindern, daß sich regelmäßig differenziertere Erlebnis- und Verhaltensweisen aus komplexeren (synekretischen) entwickeln. Er schreibt, "daß das Wesen der seelischen Genese in der fortschreitenden *D i f f e r e n z i e r u n g*, Verfeinerung der psychischen Erscheinungen und Funktionen und in einer sich ausbauenden *Z e n t r a l i-*

s a t i o n besteht." (169, S. 35, Hervorhebung bei Werner).

Zum Verhältnis der Entwicklungsstufen untereinander meint er, "daß jede höhere Stufe ein eigentümliches Neues gegenüber der primitiveren darstelle. Nicht durch die Subtraktion von einzelnen Merkmalen der höheren Stufe ist die primitivere bestimmt, sondern jede auch noch so primitive Stufe ist ein relativ abgeschlossenes, eigenlebendiges, unter Umständen ebenso reiches organisches Ganzes. Ebenso ist umgekehrt jede höhere Stufe ein grundsätzlich Neues, das auf dem Wege der Addition nicht von der früheren Stufe her ableitbar ist. Die Entwicklungsstufen wie die Entwicklungsrichtung dürfen also nicht, wie dies in der älteren Betrachtungsart gang und gäbe ist, physikalisierend, sondern müssen im Sinne einer Lebenswissenschaft organisch gefaßt werden." (169, S. 5)

Wie wir sehen, versucht Werner eine einseitige Betrachtung der verschiedenen Entwicklungsstufen zu vermeiden, indem er betont, daß es sich nicht um quantitative sondern um qualitative Unterschiede handelt. Die von ihm dargestellte Vielzahl experimenteller Ergebnisse belegt Überzeugend seine Grundthesen zur normalen Entwicklung. Und auch der Vergleich des komplex-synkretischen Denkens kleiner Kinder mit dem individuellen Bedeutungsreichtum der Denkinhalte Schizophrener zeigt eine direkte Parallelität mit der psychoanalytischen Auffassung der Schizophrenie als Frühstörung des Symbolbildungs-

prozesses.

P.H. Wolff (173) unternahm den Versuch eines systematischen Vergleichs der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie mit den theoretischen Annahmen von Jean Piaget, die ja weitgehend mit denen H. Werners übereinstimmen. Die Ergebnisse dieses Vergleichs können hier nicht im einzelnen wiedergegeben werden. Doch kam auch Wolff zu dem Schluß, daß die experimentellen Möglichkeiten der Psychoanalyse durch eine Integration der von Piaget entwickelten Verfahren sehr zu erweitern wären. Natürlich können wir uns in der ichpsychologischen Diagnostik nicht wie Werner oder Piaget auf die Frage nach den allgemeinen Entwicklungsprinzipien beschränken. Wie Lorenzer sehr deutlich herausgearbeitet hat, sucht die Psychoanalyse vor allem die typischen Interaktionsmuster des Patienten oder Probanden als dessen subjektive Realität herauszufinden. H. Werner beschrieb, daß die für unsere begriffliche Logik unverständlichen und unzusammenhängenden Erlebnisweisen der Schizophrenen einen subjektiven Bedeutungszusammenhang aufweisen, der demjenigen kindlicher und primitiver Erlebnisweisen ähnelt. Die Zielsetzung der Psychoanalyse bestand aber von Anfang an darin, außer interindividuellen auch intraindividuelle Gesetzmäßigkeiten des Erlebens zu erforschen. Zu den horizontalen Schnitten, die H. Werner in ihrer Aufeinanderfolge darstellte (und die wegen ihrer Beziehung zur statistischen Norm rein quantitativ erfaßbar sind) muß die Psychoanalyse eine vertikale Betrachtungsweise hinzufügen. Die

Spezifität der subjektiven Erlebnis- und Verhaltensweisen wird von ihr unter dem genetischen Gesichtspunkt (als persönliche Geschichte) und - aktuell betrachtet - als Repetition in der Zeit (Wiederholungszwang) erkannt.

Entsprechend können die Untersuchungsmethoden von Heinz Werner und Jean Piaget nicht unverändert übernommen werden. Trotzdem scheint mir die dort erarbeitete Betrachtung seelischer Phänomene unter dem Gesichtspunkt der Differenzierung und der Zentrierung bisher zu wenig in den Dienst der Diagnostik und der experimentellen Forschung im Rahmen der Psychoanalyse gestellt worden zu sein. Dies ist wohl nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß beide Forschungsrichtungen sich bisher gegenseitig fremd erschienen.

Das Problem des Verhältnisses zwischen universellen und individuellen Symbolen steht noch offen. Wir sahen, daß die Psychoanalyse sehr bald die eins-zu-eins-Relation der universellen Symbole aufgeben mußte, da der sie interessierende individuelle Bezugsrahmen ein persönlichkeitspezifisches Bedeutungsfeld der Symbole darstellt. E. Jones löste, wie beschrieben, das Problem durch die Annahme, daß jedes Individuum die Wahl zwischen verschiedenen kulturell vorgegebenen Symbolen habe. Als Diagnostiker stehen wir nun vor der Aufgabe, zu entscheiden, wieweit die uns vorliegenden Symbole universelle oder individuelle sind. Im Gegensatz zu Jones sieht

Lorenzer nämlich die Störung der Kommunikationsfähigkeit eines Individuums dadurch gekennzeichnet, daß es Symbole (bei Lorenzer "Klischees") verwendet, deren Bedeutungen anderen Individuen nicht verständlich sind. Um diese "Sprachzerstörung" zu diagnostizieren, müssen wir Kriterien dafür finden, wie sie festgestellt werden könnte.

Lorenzer verweist immer wieder darauf, daß sich Ichstrukturen in den typischen Interaktionsmustern des Individuums manifestieren. Der Therapeut bekommt diese Interaktionsmuster im Lauf der Behandlung eindrucksvoll zu sehen. Dem Diagnostiker steht, z.B. in den Rorschach-Antworten, diesbezüglich viel weniger Material zur Verfügung. Er ist angewiesen auf einen kleinen Verhaltensausschnitt, den er deswegen umso detaillierter und präziser untersuchen muß. Bei der Interpretation von Symbolen und Bildern befindet er sich methodisch zwischen Skylla und Charybdis, zwischen der Übersetzung klassischer Symbole in die psychologische Terminologie (z.B. "Teufel") als Symbol für Überich-Ängste und Bedrohung durch Triebwünsche bei Roy Schafer) und der Notwendigkeit, die individuelle Bedeutung des bildlichen Ausdrucks zu erfassen. Das Problem liegt in der adäquaten Vereinigung dieser beiden Extreme, denn sowohl die "archetypische" als auch die persönliche Symbolik sind diagnostisch relevant. Es ist sogar gerade aufschlußreich, wie diese beiden Erlebnisweisen zueinander stehen.

Um diesen diagnostischen Ansatz genauer zu verstehen, vergegenwärtigen wir uns am besten wieder die Genese der individuellen Symbolik. Sie geht aus der kollektiven Symbolik durch Differenzierung und Integration hervor, derart, daß die Konnotationen der kollektiven Symbole (im gesunden Fall) erhalten bleiben, aber durch die persönlichen Erlebnisse im Umgang mit den Objekten *d i f f e r e n z i e r t* und erlebnismäßig um die Person *z e n t r i e r t* werden. Freud beschrieb diesen Vorgang unter dem Begriff der Sublimierung. Es ist deutlich, daß für eine ungestörte Kommunikationsfähigkeit beides erforderlich ist, die Verankerung im Kollektiven und die Eindeutigkeit der persönlichen Beziehungen.

Störungen dieser Entwicklung manifestieren sich nach Lorenzer als "Privatsprache" bzw als "Ausschluß aus der Sprachkommunikation" (116, S. 90). Um sie diagnostisch definieren zu können, müssen wir über diese These Lorenzers hinausgehen und feststellen, daß es verschiedene Möglichkeiten der Entstehung einer solchen Privatsprache gibt und daß sie uns deswegen in unterschiedlicher Form entgegentritt.

Am besten betrachten wir parallel dazu einen zweiten Entwicklungsprozess, den von der Subjektzentriertheit zur Objektbezogenheit. Im frühkindlichen Stadium erhalten die Objekte ihre Bedeutung für das Individuum noch vorwiegend aus ihrer Valenz für die Befriedigung der primären Triebbedürfnisse. Diese archaischen Bedürfnisse aber sind repräsen-

tiert in den kollektiven oder universellen Symbolen. Im Lauf der Geschichte der Objektbeziehungen verlieren die Objekte ihre ausschließlich subjektbezogenen Bedeutungen, "reale" oder "objektive" Zusammenhänge werden erlebbar. Die Symbole gewinnen ihre persönliche Bedeutung, die der Konfliktgeschichte des Individuums entspricht.

Freud beschrieb diesen Prozess als Übergang vom Lustprinzip zum Realitätsprinzip. Er legte Wert darauf, zu betonen, daß das Realitätsprinzip zur Sicherung des Lustprinzips dient. Im Rahmen der Symboltheorie formuliert würde das heißen, daß die volle Erlebnisbreite (d.h. die primären Konnotationen der archetypischen Symbole) selbst in den "Zeichen" noch vorhanden ist, diese aber nicht stört. Die universellen Symbole behalten einerseits ihre kollektive Bedeutung (was die interindividuelle Kommunikationsfähigkeit in Tiefenschichten gewährleistet); andererseits bilden sich individuelle Symbole oder Objektbeziehungen heraus, die die Identität der Person bestimmen und, sofern sie in dialektischer Auseinandersetzung mit den Außenobjekten gebildet wurden, die realitätsbezogene Kommunikationsfähigkeit sichern.

Störungen sind nun diagnostisch nach ihrer Fixierungsstelle zu unterscheiden. Liegt diese sehr früh, so bleiben alle Symbole stark subjektbezogen und mit undifferenzierten Konnotationen verbunden. Selbst Zahlen können mit riesigen, archetypischen Bedeutungen besetzt sein, die ausschließlich in Beziehung auf das Subjekt erlebt werden und deshalb große Angst verursachen. Das Individuum hatte nicht die Möglich-

keit, in Kommunikation mit den Objekten persönliche Symbole zu bilden.

Es erscheint mir bedeutsam, nicht nur mit Lorenzer die "Privatsprache" von der "symbolvermittelten Sprachkommunikation" abzuheben. Dies könnte leicht zu dem Irrtum führen, daß es bei der Symbolentwicklung nur auf die Angleichung der individuellen Symbolik an allgemeinverständliche und deshalb kommunikative Bedeutungen ankomme. Ein dialektischer Ansatz muß berücksichtigen, daß es sowohl um die Übernahme der konventionellen Konnotationen als auch um Individuation geht. Wir haben also diagnostisch zu unterscheiden zwischen verständlicher und nicht verständlicher Privatsprache. Nicht die individuelle Bedeutung an sich ist das Kennzeichen eines Ausschlusses aus der Sprachkommunikation sondern die ausschließliche Subjektbezogenheit und, wie wir gleich sehen werden, die Inkongruenz der Konnotationen.

Um zu verstehen, warum die Privatsprache im Sinne Lorenzers unverständlich ist, müssen wir uns ihre Entstehung kurz ansehen. Am Beispiel einer "double-bind-Beziehung" wird deutlich, daß die latenten Konnotationen der in der Interaktion verwendeten Symbole den manifesten gerade entgegengesetzt sind. Soweit ein Kind in einer solchen Beziehung nicht in der Lage ist, die gegensätzlichen Informationen zu integrieren, wird es selbst in seiner Symbolentwicklung fixiert bleiben, d.h. aber Ambivalenz derart aufspalten, daß die persönlichen Symbole je-

weils mit der konträren Konnotation belastet und damit nicht mehr voll verstehbar sind.

5. 1. 4. Zusammenfassung

Unter dem Begriff "Ubiquität der Symbole" wurde eine Position innerhalb der Symboltheorien dargestellt, derzufolge alle Erlebnis- und Verhaltensweisen als Symbole zu sehen sind. Die ihnen zugehörigen (und zu diagnostizierenden) Bedeutungen bestehen in der jeweiligen affektiven Valenz für das Individuum. Sie entstehen im Lauf der kollektiven und individuellen Entwicklung durch ständige Substitution eines Bedeutungsträgers durch einen anderen.

Es wurde weiterhin gezeigt, wie einzelne psychoanalytische Autoren (Freud, Jones, Ferenczi, Stekel, Rank) eine Trennung zwischen Zeichen und Bezeichnetem vornehmen, um Übersetzungsregeln ableiten und Bedeutungen universeller und individueller Symbole festlegen zu können.

Die anfänglich in der Psychoanalyse überschätzte Bedeutungslehre der universellen Symbole als "Sprache des Unbewußten" (W. Stekel, O. Rank) mußte zugunsten einer individuelleren Bedeutungsanalyse aufgegeben werden. Als theoretischer Hintergrund für die Feststellung dieser individuellen Bedeutungen erschien die von D. Beres vorgeschlagene Verbindung zwischen Symbol- und Repräsentanzenlehre geeignet.

Dieser Theorie entstammen 4 Thesen, die von der Verfasserin für eine Symboltheorie als Hintergrund der psychoanalytischen Diagnostik übernommen wurden:

- 1) Alle Symbole sind bewußt und entstehen im Ich
- 2) Die Symbole sind Manifestationen der unbewußten Repräsentanzen, d.h. der psychischen Realität
- 3) Die Trennung in bewußte und unbewußte Symbole entfällt
- 4) Alle Erlebnis- und Verhaltensweisen werden auf einem Kontinuum von Symbolen gesehen.

Die Übernahme dieser Thesen führte zu einer Auseinandersetzung mit A. Lorenzers Symboltheorie, an der die Trennung zwischen Symbol und Klischee kritisiert wurde.

Anschließend wurde der Versuch unternommen, eine Symboltheorie als Grundlage eines diagnostischen Systems im Sinne einer "Metatheorie der Psychoanalyse" zu entwerfen. Hierzu mußten die bisherigen Überlegungen über Primär- und Sekundärprozeß, über das Unbewußte, die Ambivalenz und die Symbolbildung einbezogen werden.

Die dargestellte Symboltheorie wurde unter dem Aspekt der Symbolentstehung als fortschreitender Prozeß der erlebnismäßigen Gleich- bzw Ungleichsetzung von äußeren und inneren (Repräsentanzen) Objekten be-

schrieben. Anhand einiger Beispiele aus der Psychopathologie und der konkreten Anwendung im Rahmen verschiedener diagnostischer Verfahren wurde der praktische Bezug dieser Theorie aufgezeigt.

Im Zusammenhang mit dem Einbau der vorgeschlagenen Symboltheorie in den Rahmen der Psychoanalyse ergaben sich einige weitere Kritikpunkte und Veränderungsvorschläge an Lorenzers "Vorarbeit zu einer Metatheorie der Psychoanalyse", so daß schließlich eine schematische Darstellung des hier zur Diskussion gestellten Entwurfes einer theoretischen Grundlegung diagnostischer Systematik möglich wurde.

Abschließend wurden Parallelen dieser Theorie bei anderen Autoren, z.T. auch außerhalb der Psychoanalyse, aufgezeigt. Ähnlichkeiten ergaben sich vor allem mit den Entwicklungstheorien von Heinz Werner und Jean Piaget (Entwicklung als Zusammenspiel von Differenzierung und Zentralisation). Der den psychoanalytischen Ansatz kennzeichnende Unterschied zu diesen Konzeptionen liegt darin, daß die Psychoanalyse nicht nur die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung untersucht, sondern auch die für ein Individuum typischen Interaktionsmuster oder Symbolbildungen als dessen subjektive Realität.

5. 2. Probleme der Operationalisierung

5. 2. 1. Postulate an eine adäquate Operationalisierung des dargestellten theoretischen Systems

Für das hier vorgeschlagene, symboltheoretisch formulierte psychoanalytische Modell der Diagnostik wurden bisher die relevanten Konstrukte und einige ihrer wesentlichsten Kennzeichen bestimmt. Da Wissenschaftlichkeit nicht in der Absolutsetzung einer Theorie (oder auch einer Methode) bestehen kann, stehen wir jetzt vor der Aufgabe, angemessene Verfahren zur Operationalisierung der beschriebenen Konstrukte zu finden. Im Verhältnis zu dieser Aufgabe erscheinen die Probleme der Theoriebildung gering. Es ist jeweils relativ einfach, eine in sich konsistente Theorie über irgendeinen Gegenstand zu erfinden oder auch Messmethoden, die eine einwandfreie Quantifizierung ermöglichen ohne Bezug auf eine Theorie, die sich um die Bedeutungen der gemessenen Kategorien bemüht.

Immerhin stehen aufgrund der bisherigen Erörterungen einige von der Theorie her definierte Hinweise und Postulate fest, die von methodischer Seite zu berücksichtigen sind:

- 1) Alle Inhalte psychischen Geschehens (Erlebnis- und Verhaltensweisen) sind als Symbole zu verstehen, d.h. daß nicht nur ein Teil der Gesamtheit aller beobachtbaren Äußerungen Symbolcharakter hat und für etwas anderes, "eigentliches" steht.

- 2) Die Aufgabe der Diagnostik besteht in der Feststellung der subjektiven Konnotationen der Symbole, die die charakteristischen Erlebnis- und Verhaltensmodi eines Individuums darstellen.
- 3) Die Unterscheidung bewußt/unbewußt in Bezug auf die Symbole wurde aufgegeben. Stattdessen werden die manifesten und latenten Anteile von Ambivalenz untersucht, die als Konnotationen der Symbole die Kommunikationsfähigkeit des Individuums beeinflussen.
- 4) Ichstrukturen manifestieren sich als erlebte Beziehungen. Sie sind deshalb am besten in den persönlichen Interaktionsmustern des Individuums zu sehen.
- 5) Störungen der individuellen Erlebnis- und Verhaltensweisen sind theoretisch definiert als Fixierungen des Symbolbildungsprozesses (bzw als Unterbrechung in der Entwicklung der Objektbeziehungen). Sie sind deshalb erkennbar an fehlender Differenzierung oder Integration innerhalb der Objektbeziehungen und als Inkongruenz von manifesten und latenten Symbolbedeutungen.
- 6) Das Verhältnis der universellen zur individuellen Symbolik ist daraufhin zu untersuchen, wieweit kollektive Symbole (und zwar im ganzen Symbolbereich zwischen "Archetypen" und täglicher Umgangssprache) so ausdifferenziert und zu indivi-

duellen Konnotationskomplexen organisiert sind, daß eine optimale Kommunikation möglich ist.

- 7) Die theoretisch konzipierten Konstrukte lassen sich im Gesamtbereich der Erlebnis- und Verhaltensweisen operationalisieren. Das vorgeschlagene diagnostische Modell faßt als Gegenstand der Betrachtung ein verhältnismäßig weites Feld ins Auge, während es den Modus der Betrachtung sehr eng und präzise definiert. Es könnte also prinzipiell jede Verhaltensweise unter diesem Gesichtspunkt untersucht werden, gleichgültig ob es sich um verbale, motorische oder emotionale Prozesse handelt.
- 8) Durch die Festlegung des Betrachtungsmodus als Untersuchung von subjektiven Symbolbedeutungen wird jene Art der Operationalisierung ausgeschlossen, bei der diese Bedeutungen entweder von vornherein als "objektiv" festliegend angesehen werden oder nicht gefragt sind. Eine einfache Quantifizierung von Verhaltenseinheiten ohne Berücksichtigung von deren qualitativem, d.h. erlebnismäßigem Bezug zum Subjekt, ist nicht möglich.

Diese letzte Feststellung führt uns zur Frage der Standortangabe in der Auseinandersetzung zwischen naturwissenschaftlicher und geisteswissenschaftlicher Methodik.

5. 2. 2. Naturwissenschaftliche vs hermeneutische Methode

Die objektive Operationalisierbarkeit theoretischer Begriffe, von naturwissenschaftlicher Seite als *conditio sine qua non* gefordert, wird von Autoren, die die Psychoanalyse vorwiegend als hermeneutisches Verfahren betrachten, als inadäquates Postulat abgelehnt. Vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus scheint die Kontrolle dessen, was der Diagnostiker tut, durch die Exaktheit mathematischer Methoden gesichert, während die psychoanalytische Fremdwahrnehmung durch "Auslegung von Texten" (Hermeneutik) unkontrollierbar, unübersichtlich und damit unwissenschaftlich erscheint.

Es wurde vielfach hervorgehoben(z.B. 11, S. 115), daß in der praktischen Diagnostik die quantifizierenden Verfahren nur zu einem geringen Teil in die psychologische Beurteilung eingehen und daß die Entscheidungen des Psychodiagnostikers ganz wesentlich von seinem "klinischen Urteil" abhängen. Wegen des daraus folgenden Mangels an intersubjektiver Übereinstimmung könnte man einerseits die Ausweitung und Vervollständigung der quantifizierenden Verfahren, andererseits die wissenschaftliche Überprüfung des Zustandekommens "klinischer Urteile" verlangen. Das hier vorgeschlagene diagnostische Modell wurde vor allem zu dem Zweck entworfen, der zweiten Fragestellung näher zu kommen. Es soll als Hilfsmittel zur wissenschaft-

lichen Strukturierung von Interaktionsprozessen in der diagnostischen Situation dienen. Außerdem scheint es in diesem Zusammenhang untersuchenswert, ob und wie weit sich tatsächlich Operationalisierung und Intuition gegenseitig ausschließen.

Die Diskussion um die wissenschaftstheoretische Einordnung der Psychoanalyse trat gerade in den letzten Jahren immer mehr in den Vordergrund (159, 158, 157, 145, 129, 128, 127, 126). H. Thomä und H. Kächele (162, S. 206) führen diese Tatsache darauf zurück, daß die Psychoanalyse "über die bestehende Beschreibung der Phänomene hinausging und erklärende Theorien über die gewonnenen Beobachtungen aufstellte." Sie bewege sich deshalb in "wissenschaftstheoretischen Grenzgebieten", wobei jede der beiden Extrempositionen, die empirisch-analytische Wissenschaftstheorie und die Hermeneutik ihr vorwerfe, zu sehr von der Gegenseite beeinflußt zu sein.

Ein für diese Diskussion charakteristischer Terminus ist J. Habermas' Ausspruch vom "scientistischen Selbstmißverständnis" der Psychoanalyse (69, S. 300). Er versteht darunter die von ihm herausgearbeitete Zwiespältigkeit, "daß Freud in der Tat eine neue Humanwissenschaft begründet, aber in ihr stets eine Naturwissenschaft gesehen hat. Mehr noch, der Neurophysiologie, in der er anthropologisch relevante Fragen mit medizinisch-naturwissenschaftlichen Methoden zu bearbeiten gelernt

hatte, entlehnt Freud die für die Theorienbildung bestimmenden Modelle. Freud hat nie daran gezweifelt, daß die Psychologie eine Naturwissenschaft sei. Seelische Vorgänge können gleichermaßen zu Forschungsgegenständen gemacht werden wie beobachtbare Naturereignisse. Die begrifflichen Konstruktionen haben keinen anderen Stellenwert in der Psychologie als in einer Naturwissenschaft." (60, S. 301, Hervorhebung im Original)

Der humanwissenschaftliche Charakter der Psychoanalyse ist nach Habermas dadurch gegeben, daß Psychoanalyse eine Wissenschaft von "Bildungsprozessen" sei, die im Gegensatz zu den experimentellen Wissenschaften "die Ebene der Kontrolle von Erfolgen instrumentellen Handelns" verlassen haben (69, S. 309). Diese Kontrolle werde bei der Psychoanalyse durch "die intersubjektivität der Verständigung über den Sinn von unverständlichen Symbolen vertreten." (69, S. 309) Das Selbstmißverständnis der Psychoanalyse bestehe nun darin, daß Freud ein metapsychologisches Modell entwickelt habe, "das an einem physikalistischen Sprachgebrauch festhält, ohne ernstlich zu operationalisierbaren Annahmen zu führen."

In Anlehnung an Lorenzer definiert Habermas die Methode der Psychoanalyse als "Tiefenhermeneutik". Diese steht zwischen kausal-empirischer Erklärung und klassischer Hermeneutik: "Ein kausaler Zusammenhang wird hypothetisch als ein hermeneutisch verstehbarer Sinnzusammenhang formuliert. Diese

Formulierung erfüllt gleichzeitig die Bedingungen einer kausalen Hypothese und einer Interpretation Das tiefenhermeneutische Verstehen übernimmt die Funktion der Erklärung. Es bewährt seine explanatorische Kraft in der Selbstreflexion, die eine verstandene und zugleich erklärte Objektivation auch aufhebt." (69, S. 331)

Der wesentliche Unterschied zur strikt erfahrungswissenschaftlich formulierten Erklärung besteht nach Habermas darin, daß "im Falle hermeneutischer Anwendung ... theoretische Sätze in die narrative Darstellung einer individuellen Geschichte derart übersetzt (werden), daß die kausale Aussage nicht ohne diesen Kontext zustande kommt... . Allgemeine Interpretationen erlauben deshalb keine kontextfreien Erklärungen." (69, S. 332)

Aus den im letzten Kapitel formulierten Postulaten an eine adäquate Operationalisierung des von mir vorgeschlagenen theoretischen Systems geht schon hervor, daß - ganz im Sinne von Habermas - "die Ebene der Kontrolle von Erfolgen instrumentellen Handelns "insofern verlassen werden muß als die Erfolge oder Produkte dieses Handelns (im vorliegenden Zusammenhang: der diagnostischen Tätigkeit) nicht losgelöst von der Person des Diagnostikers und von der während des Handelns stattfindenden Interaktion (bei Habermas: Kontext) betrachtet werden können. Dennoch kann das methodologische Konzept von Habermas nicht ohne weiteres übernommen werden.

Habermas überschätzt meiner Ansicht nach die Selbst-reflexion wenn er schreibt: "Analytische Einsichten ... können für den Analytiker nur Geltung haben, nachdem sie vom Analysierten selber als Erkenntnis akzeptiert worden sind." (69, S. 318) Und etwas weiter: "Das Subjekt kann eine Erkenntnis vom Objekt nicht gewinnen, ohne daß sie für das Objekt Erkenntnis geworden wäre und dieses durch sie zum Subjekt sich befreit hätte." (69, S. 319)

Zwar räumt Habermas ein, daß die Zustimmung des Patienten nicht das Kriterium für die Richtigkeit einer Interpretation ist: "Denn wenn der Kranke eine Konstruktion ablehnt, gilt die Interpretation, aus der sie abgeleitet worden ist, noch keineswegs als widerlegt." Aber er schreibt doch weiter: "Psychoanalytische Annahmen beziehen sich nämlich auf Bedingungen der Suspendierung eben der Erfahrung, an der sie sich doch auch bewähren müssen: die Erfahrung der Reflexion ist die einzige Instanz, an der Hypothesen sich bewähren oder scheitern können. Wenn sie ausbleibt, besteht immer noch eine Alternative: entweder ist die Interpretation falsch ... oder aber die im übrigen richtig diagnostizierten Widerstände sind zu stark. Die Instanz, an der falsche Konstruktionen scheitern können, fällt weder mit kontrollierter Beobachtung noch mit kommunikativer Erfahrung zusammen. Eine Fallinterpretation bewährt sich allein an der gelungenen Fortsetzung eines Bildungsprozesses, d.h. aber an der

vollzogenen Selbstreflexion und nicht unmißverständlich daran, was der Patient s a g t oder wie er sich v e r h ä l t. Erfolg und Mißerfolg sind hier nicht, wie im Rahmen instrumentalen oder im Rahmen kommunikativen Handelns, je auf ihre Weise intersubjektiv feststellbar." (69, S. 325 Hervorhebungen im Original).

H. Thomä und H. Kächele bezeichnen diese Position als eine "Überschätzung der Rolle des Wissens" (162, S. 316) und sind der Ansicht, daß ein objektiver Nachweis des Behandlungserfolgs durchaus möglich sei, der dann als Kriterium für die Richtigkeit psychoanalytischer Konstruktionen herangezogen werden könne. Es ist ja auch nicht einsichtig, woran nach Habermas die "Fortsetzung eines Bildungsprozesses" erkannt werden sollte, wenn nicht an dem, "was der Patient s a g t oder wie er sich v e r h ä l t."

Diese Überlegungen führen uns zu dem Problem der Objektivierung, das sowohl theoretisch als auch methodisch in der Diskussion um die Einordnung der Psychoanalyse in dem Feld zwischen Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften eine zentrale Position einnimmt. Es stehen sich hier zwei Fronten gegenüber: Die hermeneutische Seite betont, wie schon beschrieben, die Bedeutung der Selbstreflexion und des Evidenzerlebnisses als einzige Möglichkeit, psychoanalytische Hypothesen zu objektivieren und zu verifizieren. Die naturwissenschaftliche Seite ist der Meinung, daß die Wissenschaftlichkeit der Psychoanalyse nur durch quantifizierend-objektivierende

Methoden zu beweisen oder zu erreichen sei.

W. Wesiack warnte in diesem Zusammenhang davor, Wissenschaftlichkeit und Exaktheit mit Objektivierbarkeit oder gar Quantifizierbarkeit gleichzusetzen. Diese Gleichsetzung gehe auf einen naiven Alltagsrealismus zurück, der "unreflektiert von der Annahme einer objektiven, vom Subjekt völlig unabhängigen Realität ausgeht." (170, S. 303) In der Psychoanalyse führe diese Einstellung dazu, daß man zwanghaft auf der Suche sei nach der "psychischen Struktur" des Patienten als einem "Ding an sich". Mit Habermas ist Wesiack der Ansicht, daß statt der Bemühungen um eine objektive Stimmigkeit das Kriterium der Nützlichkeit von Interpretationen einzuführen sei. Er verweist dabei auf Wittgenstein, der die Relativität unserer Sprachen und Denkformen als "Sprachspiele" aufgezeigt hat (172).

Als Diagnostiker können wir allerdings nicht bei dieser theoretischen Veränderung des Kriteriums stehen bleiben. Auch die Nützlichkeit muß in irgendeiner Weise konkret erfaßt und nachgewiesen werden. Und hier scheint wiederum weder alleine das Evidenzerlebnis des Diagnostikers oder des Diagnostizierten noch die vom Behaviorismus geforderte strikte Quantifizierung bestimmter Verhaltenseinheiten ausreichend.

Die Absolutsetzung der Selbstreflexion und die Über-

schätzung ihrer "wahrheitsfindenden" Möglichkeiten, wie sie von Habermas vorgenommen wird, übersieht gerade die zentrale Erkenntnis der Psychoanalyse, daß Selbstbild und Fremdbild durch die abwehrbedingte Selektivität der Wahrnehmung verzerrt sind. Andererseits ist eine einseitig quantifizierende Methodik mindestens ebenso spekulativ wie die hermeneutische. Dies läßt sich unschwer veranschaulichen, wenn man sich überlegt, auf welche Weise z.B. die Erlebnisqualitäten eines Bildes einzuschätzen wären. Die Unsinnigkeit, etwa zwei Bilder danach miteinander zu vergleichen, wieviel cm^2 rote Farbe sie aufweisen, ist ohne weiteres einsichtig. Es ist dies allerdings eine Vergleichsebene, die zu Rückschlüssen über die Vorliebe für die Farbe Rot bei zwei Künstlern führen kann, oder über die Einstellung zur Farbe Rot bei demselben Künstler, je nachdem zu welcher Tages-, Jahres- oder Lebenszeit er die beiden Bilder gemalt hat.

Wie inadäquat ein solches quantitativ objektivierendes Vorgehen jedoch ist, wird deutlich, wenn man sich überlegt, wieviele determinierende Variablen für die Verwendung der Farbe Rot in Frage kommen. Eine eindeutig kausale Interpretation für das quantitativ erfaßte Vorhandensein dieser Farbe ist auf Grund dieser Messung nicht möglich. Und wenn, wie der Behaviorismus es ja intendiert, keinerlei Interpretationen in die Beobachtung eingehen (um die Unsicherheit der multiplen Determination zu umgehen), dann kann keine Aussage über eine Erlebnisweise gemacht werden.

Man kann natürlich bei zwei Bildern mit absoluter Exaktheit vergleichen, welchen Preis sie bei einer bestimmten Auktion erzielt haben. Ähnlich ist es möglich, operationalisierend in einem bestimmten Fragebogen den "Neurotizismuswert" zweier Personen zu bestimmen und sie anhand dieser Zahlen miteinander zu vergleichen. Beides kann sinnvoll und notwendig sein. Nur darf dabei nicht vergessen werden, unter welchen Einschränkungen in beiden Fällen nur Rückschlüsse aus den erhaltenen Werten auf die Erlebnisqualitäten der beurteilten Bilder bzw Personen gemacht werden können. Denn der Auktionswert eines Bildes hängt weitgehend von Determinanten ab, die nur indirekt mit der Art des Bildes zu tun haben, ebenso wie die items eines Fragebogens, so gut standardisiert er auch sein mag, im Gesamtgefüge der jeweiligen Persönlichkeit und der diagnostischen Situation einen jeweils anderen Stimuluswert haben und von daher eben nicht als für jeden Probanden gleichwertig bezeichnet werden können.

Zwar weist R.W. White darauf hin, daß die Faktorenanalyse durch immense Kleinarbeit an der Oberfläche schließlich zu denselben großen Persönlichkeitsdimensionen gelangt sei wie die Tiefenpsychologie. (Ichstärke, Ichschwäche, Neurotizismus). Er will damit sagen, daß diese Eigenschaften durchaus auch metrisch zu erfassen und nicht nur dem "intuitiven dritten Ohr" zugänglich seien (171, S. 137). Dem ist entgegenzuhalten, daß die derart erfaßten "Eigenschaften" einerseits nur statisch zu objektivieren sind - also

keine Beschreibung von Erlebnisweisen darstellen können - und daß andererseits auf diese Weise nur ein sehr pauschales Bild des Individuums zustande kommt. Der Optimismus in Bezug auf die Ergebnisse der quantifizierenden Verfahren in der Psychodiagnostik ist im allgemeinen sehr groß. Es gerät dabei häufig aus dem Blickfeld, daß die quantifizierende Objektivierung eine weitere Schwierigkeit bisher nicht umgehen konnte: Sie kann nur Einstufungen in Kategoriensysteme machen, die die Ambivalenz nicht berücksichtigen. "Viel" ist in der Psychometrie eindeutig der Gegensatz zu "Wenig", während - wie ich das im Kapitel 4.2. zu zeigen versuchte - die Psychoanalyse Erlebnisqualitäten nur in einem Bezugssystem von Ambivalenz darstellen kann.

Als spezifisch psychoanalytische Methode wurde kürzlich von L. Rosenkötter (in Anlehnung an Habermas) das empathische Erfassen des Fremdpsychischen herausgestellt: "Im Gegensatz etwa zur Physik versucht die Psychoanalyse, die Phänomene, mit denen sie umgeht, zunächst empathisch zu erfassen, sie identifikatorisch nachzuvollziehen und dann rational einzuordnen. Die Komplexität des psychoanalytischen Beobachtungsfeldes, die vielfältigen Bedeutungsgehalte psychischer Erscheinungen bedingen es, daß eine Isolierung von Einzelfaktoren, wie sie zur Herstellung experimenteller Voraussetzungen notwendig ist, die untersuchten Phänomene nachhaltig verändern kann." (146, S. 163)

Eine ähnlich radikale Einstellung zugunsten von Empathie und Introspektion findet sich bei H. Kohut:

"Wir sprechen von physikalischen Erscheinungen, wenn die Werkzeuge unserer Beobachtung hauptsächlich unsere Sinne sind; wir sprechen von psychischen Erscheinungen, wenn unsere Beobachtungen hauptsächlich mittels Introspektion und Empathie zustande kommen." (lol, S. 832). Und J. Klauber schreibt: "So ist letztlich das Problem des Wissens für den Psychoanalytiker das gleiche wie für den Historiker. Beide stehen sie vor der Aufgabe, das Seelenleben ihrer Forschungsobjekte in ihrer eigenen Seele wiederzuerzählen. Geschichte wie Psychoanalyse beruhen auf einem Identifikationsprozeß. Dies steht im Gegensatz zur Arbeit des Naturwissenschaftlers, für den die Identifizierung mit der Natur und ihren Gesetzen unmöglich ist, da er sie nicht introspektiv wahrnimmt." (94, S. 528)

Dieser idiographisch-hermeneutischen Position wurde unter dem Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit entgegengehalten, daß die durch ihre Methode erhaltenen Daten und Aussagen weder überprüfbar noch kritisierbar seien. S.O. Hoffmann schreibt: "Das Akzeptieren psychoanalytischer Theoriebildung ist Voraussetzung für das rechte Verständnis der Faktoren. Diese Annahme beinhaltet den Verzicht darauf, irgendeinen wissenschaftlichen Gegner, der nicht Psychoanalytiker ist, überzeugen zu können, und das ist letztlich der Verzicht darauf, überhaupt rational überzeugen zu können." (79, S. 839) M. Perrez wirft der Psychoanalyse aus ähnlichen Gründen Immunität gegen Kritik vor: "Der psychoanalytische Hypothesenkomplex ist nicht test-

bar, weil für negative Ergebnisse jederzeit Hilfs-
hypothesen zur Verfügung stehen, die diese Ergeb-
nisse wiederum zu bestätigenden uminterpretieren
können (z.B. mit Begriffen des Widerstandes oder
der Verdrängung) ... Wenn kein Argument und keine
Erfahrung eine Lehre zu kritisieren vermag, so ist
sie ein Dogma und keine Wissenschaft." (130, S. 18)

Angesichts dieser mit großer Intensität geführten
Auseinandersetzung zwischen dem geisteswissenschaft-
lichen und dem naturwissenschaftlichen Standpunkt
fällt uns hier die Aufgabe zu, Vorstellungen über
eine optimale Kombination beider Methoden zu ent-
wickeln. Daß eine solche Kombination erforderlich
ist, wurde vielfach betont (z.B. 80, 162). Die ein-
seitigen Ausprägungen beider Positionen kranken wohl
tatsächlich jeweils an den in der oben referierten
Diskussion enthaltenen Mängeln.

Wenn wir uns das in Kapitel 5.1.2. skizzierte Schema
der unterschiedlichen Formen von Erlebnisweisen
nochmals vor Augen halten und uns fragen, wie nun die-
ser Gegenstand der Diagnostik am geeignetsten zu er-
fassen sei, so wird deutlich, daß man das dort zur
Veranschaulichung gezeichnete Dreieck in verschie-
denen Niveaus angehen kann (vgl. S. 189 und 190). Je
nachdem, ob in der Fragestellung eher die denotati-
ven oder die konnotativen Aspekte von Verhaltens-
oder Erlebnisweisen enthalten sind, wird die Methode
mehr quantifizierend oder mehr qualitative Aspekte
erfassend sein müssen. Daß es eine Methode gäbe, die
ausschließlich quantifizierend oder ausschließlich
qualifizierend wäre, ist eine Illusion, denn alle ge-

zählten Einheiten sind qualitativ bestimmt und alle Qualitäten beinhalten auch Aspekte der Gewichtung und damit Mengenverhältnisse.

Das Festhalten an der Absolutsetzung der naturwissenschaftlich-quantifizierenden Methode ist der Versuch, einen archimedischen Punkt außerhalb des Geschehens zu erreichen, von dem aus man "die Welt aus den Angeln heben" könnte. Hätte man dieses Omnipotenzgefühl - auch als Diagnostiker - nicht, so bestünde die Befürchtung, daß alle anderen Standpunkte in ihrer Relativität unsicher und unbestimmt wären. Wenn man aber bedenkt, daß es in der Psychodiagnostik gerade um die Feststellung von Relationen geht, kann einem diese Relativität eigentlich nur willkommen sein.

Die in der einseitig hermeneutischen Methode liegende Gefahr besteht darin, daß von seinem Standpunkt aus jeder alles behaupten kann, ohne daß er durch Argumente der anderen widerlegbar wäre. Wenn von der Methode her jeder Standpunkt innerhalb des Geschehens akzeptiert werden muß, bestehen tatsächlich keinerlei allgemeine Kriterien zur verifizierenden oder falsifizierenden Überprüfung einer Aussage. In der Diagnostik kann man deutlich beobachten, wie diese Methode zur Quelle systematischer Fehler wird. Die verfälschten Projektionen des Diagnostikers sind eine Gefahr, die umso mehr gegeben ist, je stärker das Gewicht auf Aussagen über Erlebnisqualitäten, d.h. aber über die spezifischen Konnotationen eines Individuums,

liegt. Die Ursache dieses Fehlers liegt bezeichnenderweise - ganz entsprechend der Absolutsetzung des archimedischen Punktes - in der Absolutsetzung des eigenen Standpunktes. Der Diagnostiker realisiert dann nicht mehr die Beziehung, die er zu dem Probanden hat, und damit auch die Unterschiedlichkeit des Erlebens, sondern er beschreibt seine eigene Erlebnisse als die des Probanden.

Wir sehen also einerseits, daß ein Standpunkt innerhalb des Geschehens, also ein subjektiver Standpunkt, nicht zu umgehen ist, daß aber andererseits dieser Standpunkt auch nicht absolut gesetzt werden darf. Auch die Naturwissenschaft arbeitet in ihrer Hypothesenbildung intuitiv, d.h. mit versuchsweiser Projektion von Gesetzmäßigkeiten auf den "objektiven" Gegenstand. Die Überprüfung der Hypothesen ist in diesem Bereich leichter als in den Humanwissenschaften, da die notwendigen und hinreichenden Bedingungen von Ereignissen besser überblickt und auch besser hergestellt werden können. Insofern ist Kohut nicht zuzustimmen, wenn er den Unterschied zwischen physikalischen und psychischen Erscheinungen darin sieht, daß erstere durch unsere Sinne, letztere introspektiv und empathisch wahrgenommen werden (s.o.). Auch physikalische Erscheinungen werden unter den Aspekten von Sinn und Bedeutung wahrgenommen. Die Herkunft dieser Aspekte aus psychischen Kategorien ist nicht zu verleugnen und muß deshalb als (im weitesten Sinn) empathisch bezeichnet werden. Andererseits kann die Wahrnehmung psychischer Phänomene mit Hilfe der "Sinne"

nicht abgestritten werden. Es geht nicht an, das wahrnehmende Subjekt je nach beobachtetem Objekt in zwei Teile zu spalten, in Sinnesorgane und "empathische Organe".

Das Problem der Kritisierbarkeit und Kontrollierbarkeit psychoanalytischer Aussagen ist noch nicht gelöst. Meines Wissens war R. Waelder der erste Psychoanalytiker, der sich explizit mit der Position der Psychoanalyse zwischen Natur- und Geisteswissenschaften auseinandersetzte. Während Freud selbst noch eindeutig für die naturwissenschaftliche Definition der Psychoanalyse eintrat, sprach Waelder schon 1930 von "psychoanalytischer Hermeneutik". Am Begriff der Überdeterminierung stellt er die wesentlichen Unterschiede dar: "Dem Begriff der Überdeterminierung haftet ... zweifellos eine logische Schwierigkeit an: es kann eine vollständige Determinierung geben, die Naturwissenschaft kennt den Begriff der notwendigen und hinreichenden Ursachen, und es ist, insoweit man auf dem Boden naturwissenschaftlichen Denkens sich aufhält, nicht ohne weiteres zu verstehen, inwieferne ein Geschehnis mehr als hinreichend determiniert sein sollte. In der Mathematik bezeichnet Überdeterminierung sogar ein Nonsens, ein Dreieck ist durch drei Bestimmungsstücke hinreichend bestimmt und durch vier Bestimmungsstücke überdeterminiert, d.h. im allgemeinen unmöglich. Ferner enthält die Überdeterminierung in der Psychoanalyse noch eine praktische Schwierigkeit; in der psychoanalytischen Deutungskunst, der psychoanalytischen

Hermeneutik, ist mit der Einführung der Überdeterminierung weder eine Richtlinie noch eine Grenze für die geforderten Überdeutungen gegeben; die Überdeterminierung ist gleichsam nach der Unendlichkeit hin offen, es gibt kein Prinzip der psychoanalytischen Hermeneutik, das irgendeine Richtlinie angeben könnte, wie weit die Überdeterminierung geht und wann sie als erschöpft betrachtet werden kann." (164, S. 290/291)

Nach dieser Darstellung erscheint tatsächlich das Bemühen um Überprüfbarkeit sinnlos, da eindeutige Determinanten und Zusammenhänge von Verhaltensweisen per se nicht gegeben sind. Waelder erklärt diese Tatsache aus dem von ihm so genannten "Prinzip der mehrfachen Funktion" (164, S. 288). Dieses Prinzip besagt, daß "im seelischen Leben ... kein Lösungsversuch einer Aufgabe möglich ist, der nicht so geartet ist, daß er zugleich in irgendeiner und sei es noch so unvollkommenen Weise auch einen Lösungsversuch für die anderen Aufgaben bildet." Unter "Aufgaben" versteht Waeldner in diesem Zusammenhang verschiedene adaptive Ichfunktionen.

Die symboltheoretische Korrespondenz zu diesem "Prinzip der mehrfachen Funktion" ist die "Ubiquität der Symbole (vgl. S. 164), die ebenfalls keine Beschränkung auf eine endliche Zahl von Bedeutungen zuläßt. Die Funktion oder Bedeutung einer Verhaltensweise ist nicht in irgendeinem absoluten Sinn aus dieser Verhaltensweise selbst bestimmt sondern durch

den Standpunkt und den damit gegebenen Blickwinkel des Betrachters. Deshalb kann ja auch die von Lorenzer als "Sprachzerstörung" bezeichnete Inkongruenz der Konnotationen zwischen Patient und Psychoanalytiker oder allgemein zwischen Patient und Umwelt auftreten.

Entscheidend für die Art der Methode und die Überprüfbarkeit ihrer Resultate ist das Prinzip, nach dem die Bandbreite der Konnotationen bestimmt wird. Dieses Prinzip hängt aber weniger vom Objekt der Betrachtung als vielmehr vom betrachtenden Subjekt ab. Wie die animistischen Kulturen beweisen, kann der Umfang von Sinn und Bedeutung durchaus auch in Bezug auf physikalische Erscheinungen sehr viel weiter sein als im Rahmen unserer Naturwissenschaft. Die Manipulierbarkeit und Quantifizierbarkeit wächst allerdings mit der Abnahme der berücksichtigten Konnotationen.

Wenn aber die Beobachtungsmethode so wesentlich vom Standpunkt des Beobachters abhängt, dann kann eine Überprüfung des Beobachtungsverfahrens eigentlich nur unter Berücksichtigung dieses Standpunkts sinnvoll sein. Das heißt nicht, daß man deswegen - wie S.O. Hoffmann (s.o.) schreibt - die psychoanalytische Theorie erst unkritisch akzeptieren muß, um die Fakten verstehen zu können. Es bedeutet wohl, daß jeweils (auch in lerntheoretischen Modellen) die Aussagen daraufhin überprüft werden müssen, ob sie mit dem angegebenen Standpunkt übereinstimmen.

Der Standpunkt der Psychoanalyse schließt eine Vielzahl von Konnotationen ein, weshalb viele Aussagen über die Determination einer Verhaltensweise möglich und in gleicher Weise richtig sein können. Waelder wies 1963 (166, S. 6) darauf hin, daß die Theorie der vollständigen Determinierung, die ja auf der Vorstellung von notwendigen und hinreichenden Bedingungen basiert, mit dem Begriff der Überdeterminierung nicht vereinbar ist. Es ist sehr fraglich, ob jemals das Konzept der Überdeterminierung durch infinitesimale Anhäufung quantifizierbarer Wenn-Dann-Beziehungen in das der vollständigen Determinierung und damit in die vollständige Vorhersagbarkeit psychischer Ereignisse überführt werden kann.

Das Kriterium für die Überprüfung diagnostischer Aussagen wäre also die Kongruenz des angegebenen Standpunkts mit dieser Aussage. Habermas hat meines Erachtens nicht recht, wenn er (s.o.) schreibt, daß die Instanz, an der falsche Konstruktionen scheitern können, weder mit kontrollierter Beobachtung noch mit kommunikativer Erfahrung zusammenfällt. Die Diagnostik ist ein Prozeß der Interaktion, weshalb diese einer kontrollierten Beobachtung zugänglich gemacht werden muß. Einen Vorschlag, wie man dabei vorgehen könnte, möchte ich im nächsten Kapitel entwickeln.

5. 2. 3. Spezifische Methoden und Schlußfolgerungen der Psychoanalyse

Die theoretischen Erörterungen des letzten Kapitels führten zu dem Schluß, daß es sich beim Prozeß der ichpsychologischen Diagnostik um eine Beziehungsanalyse handelt. Und zwar werden sowohl die innerpersönlichen Beziehungen (in der Form spezifischer Konnotationen) des Probanden untersucht, die sich in seinen äußeren Beziehungen manifestieren, als auch die Beziehung zwischen Diagnostiker und Proband. Durch die Analyse dieser Beziehungen gewinnt der Diagnostiker einerseits Zugang zu den spezifischen "Szenen" des Probanden, andererseits erhält er die Möglichkeit, seinen eigenen Standpunkt in Bezug auf den Probanden zu erkennen.

Auf die Notwendigkeit, die Phänomene der Gegenübertragung wissenschaftlich zu erforschen, um die psychoanalytische Datengewinnung verläßlich zu machen, haben M. Perrez und auch H. Thomä und H. Kächele (162, S. 224) ausdrücklich hingewiesen. Um die im Beziehungsfeld zwischen Diagnostiker und Probanden ablaufenden Prozesse überblicken zu lernen, ist meiner Ansicht nach das Zusammenspiel von Übertragung und Gegenübertragung als funktionale Einheit (92 a, S. 35) zu untersuchen. Es treffen sich ja hier zwei "Szenen" oder Verhaltens- und Erlebnismuster, die in Interaktion treten.

Um einer systematischen Erfassung dieser Vorgänge näher zu kommen, müssen wir uns die an der interpersonellen

Wahrnehmung beteiligten Mechanismen etwas genauer ansehen. Die Übertragung ist der psychoanalytische Begriff, der den Lerntheorien am nächsten steht, wenn er hier auch wesentlich differenzierter gemeint ist. Er besagt, daß die Wahrnehmung jeder Situation und damit auch jeder Person bestimmt ist durch die Gesamtheit der vorangegangenen Erlebnisse des wahrnehmenden Subjekts und deren Verarbeitung. W. Kemper vergleicht diesen "normalen Adaption- und Regulationsmechanismus" mit dem "Prinzip vom Echolot oder Radar." Die Übertragung "funktioniert" in der Weise, daß neu auftauchende Objekte oder Situationen prüfend auf etwaige Merkmale abgetastet werden, die dem Subjekt auf Grund früherer Erfahrung bereits bekannt sind (92 a, S. 38)

Bei diesem "Abtasten" kommt es zu zwei Vorgängen, die sich ergänzen müssen: Projektion und Introjektion. Durch die Projektion können Anteile des Subjekts von diesem im Objekt erlebt (oder miterlebt) werden, während bei der Introjektion die Richtung des Vorgangs umgekehrt verläuft. Verzerrungen der Wahrnehmung kommen zustande, wenn einer der beiden Vorgänge den anderen nicht mehr korrigieren kann. Es handelt sich dabei um einen Beziehungsverlust, der darin besteht, daß nicht mehr sicher zwischen Subjekt und Objekt unterschieden wird.

Zur "realitätsgerechten" Wahrnehmung ist eine doppelte Identifizierung nötig. Der Diagnostiker muß einerseits durch "projektive Identifikation" die Identität des Probanden wahrnehmen, andererseits darf er dabei die

Identifikation mit der eigenen Person nicht verlieren da er nur auf Grund der Beziehungsanalyse zwischen sich und dem Probanden unterscheiden und die mitgeteilten Inhalte in ihrer kommunikativen Valenz beurteilen kann. Die beiden "Szenen" müssen sich einerseits überschneiden, andererseits müssen sie sich klar voneinander unterscheiden.

Fehler in der intersubjektiven Wahrnehmung, die ich im letzten Kapitel als Inkongruenz der Aussagen mit dem Standpunkt, von dem aus sie gemacht werden, bezeichnet habe, gehen auf die Angst des Diagnostikers vor der realitätsgerechten Wahrnehmung bestimmter Inhalte zurück. Wir kennen die Funktion des Abwehrmechanismus der Projektion zur Entlastung von Schuldgefühlen. Bestimmte eigene Impulse werden aufgrund dieses Mechanismus bevorzugt in der Umwelt wahrgenommen oder sie werden auch dort skotomisiert. Es führt dies zu einem Irrtum über das eigene Verhältnis zum Probanden und damit über den eigenen Standort der Betrachtung.

Die diagnostische Beziehung ist wie jeder andere zwischenmenschliche Kontakt gekennzeichnet durch diese Spannung zwischen Fusion und Trennung. Im Zustand der Regression werden die Ichgrenzen durchlässiger. Neigung und Fähigkeit zu Projektion und Introjektion nehmen zu (92 a, S. 47), was eine Erweiterung der Wahrnehmung, aber auch die erhöhte Gefahr der Verwechslung eigener mit fremden Anteilen mit sich bringt. Auf "höherer Ebene", also im denotati-

veren Bereich, scheinen sich Einfühlung und objektive Betrachtung gegenseitig auszuschließen. Daß dies auch dort nicht so ist, habe ich im letzten Kapitel dargelegt. Die abnehmende Durchlässigkeit der Ichgrenzen vermindert zwar die Gefahr der Wahrnehmungsverzerrung, sie geht aber auch mit einer Wahrnehmungseinschränkung einher.

Mit diesem Modell der Interaktion von Projektion und Introjektion sollte dargestellt werden, daß psychoanalytische Aussagen in ihrem kommunikativen Bezugsfeld sehr wohl kritisierbar sind. Die Methode der Überprüfung muß sich aber entsprechend auch auf dieses Bezugsfeld beziehen.

Wenn man Anfänger auf dem Gebiet der projektiven Diagnostik auffordert, eine TAT-Geschichte spontan zu interpretieren, so ist es immer wieder erstaunlich zu sehen, wie diese Interpretationen für einen geübten Beobachter meist mehr über die Person des Diagnostikers aussagen als über den Probanden. Der unkontrollierte Umgang mit projektivem Material verführt dazu, sich selbst an die Stelle des Probanden zu setzen und unbewußt Aussagen darüber zu machen, wie man selbst wäre, wenn man diese Geschichte erzählt hätte. Erst nach längerer Kontrolle und Supervision nimmt diese Projektionsneigung des Diagnostikers ab. Er lernt langsam zwischen den eigenen Konnotationen und denen des Probanden zu unterscheiden. Diese Kontrolle kann nur darin bestehen, dem Diagnostiker seinen eigenen Standpunkt bewußt werden zu lassen,

damit er eine adäquate Beziehung zum Probanden herstellen kann. Am besten gelingt diese Aufgabe - abgesehen von der unterschiedlichen Eignung der Auszubildenden - wenn man immer wieder durch den Vergleich unterschiedlicher Interpretationen und der dazugehörenden Standpunkte die Relativität (im positiven Sinn) aller Aussagen aufzeigt.

Aufgrund dieser Erfahrungen sehe ich als einzige adäquate Überprüfungsmethode psychoanalytisch-diagnostischer Aussagen den Vergleich zwischen den Beurteilungen verschiedener Beobachter unter Berücksichtigung von deren jeweiligem Standpunkt.

Abschließend halte ich es für sinnvoll, diesen grundsätzlichen Überlegungen über die Methode der psychoanalytischen Diagnostik und ihrer Überprüfbarkeit einige konkrete Beispiele für spezifisch psychoanalytische Formen der Schlußfolgerung hinzuzufügen und in Bezug auf ihre Einordnung in das theoretische System zu untersuchen. F. Heigl hat meines Wissens als erster den Versuch unternommen, solche Schlußbildungen systematisch darzustellen. (77, S. 21 f). Um die bewußte Selbstkontrolle des Diagnostikers bei seiner Tätigkeit zu erleichtern, halte ich eine Explikation der logischen Schritte für sehr günstig, obwohl dies nicht zu einer mechanistischen Anwendung führen darf, durch die der Diagnostiker aus dem Beziehungsgefüge des Geschehens aussteigt und damit die Verantwortung für seine Aussagen vermeidet.

Das Grundprinzip aller für die Psychoanalyse typischen Schlußfolgerungen ist das Herausgreifen des Beziehungsaspekts aus den inhaltlichen Aspekten. "Dabei steht das logische Denken nicht im Dienst einer Erfassung der sogenannten Realität, sondern ausschließlich in dem einer Aufbereitung des Verständnisses für die meist ungewöhnlichen Bedeutungszusammenhänge einer psychologischen Realität, in der viele Elemente durch einen Bedeutungswandel eine andere logische Verknüpfung erfahren." (3, S. 342). Die Beziehungsaspekte oder, wie Argelander hier schreibt, die Bedeutungszusammenhänge der psychologischen Realität werden dabei kausal, final, erklärend oder verstehend erfaßt. Es sind dies Betrachtungsweisen, die sich nicht alternativ gegenüberüberstehen, sondern akzentuierend aus verschiedenen Möglichkeiten der Veranschaulichung von Beziehungen ausgewählt werden.

Im folgenden möchte ich die von Heigl herausgearbeiteten Schlußbildungen anführen und diskutieren:

1) "Der Schluß ex silentio oder ex omissione:

Auch was einem Patienten nicht einfällt, hat Aussagewert." Dieser Schluß hat die Psychoanalyse häufig in Mißkredit gebracht, da er der Willkür des psychoanalytischen Beurteilers Tür und Tor öffnet. Er ist trotzdem nicht zu umgehen, da ein wesentlicher Teil der Beziehungsanalyse darin besteht, zu fragen: was sagt der Proband

mir nicht? was erlebt er nicht, oder was kann er nicht wahrnehmen? Daß einige Übungen und Selbstkontrolle dazugehört, um diese Schlußbildung nicht zu eigenen Projektionen zu mißbrauchen, habe ich dargestellt.

- 2) "Der Schluß post hoc ergo propter hoc: Hier wird aus einem temporalen Nacheinander, aus einer temporalen Verknüpfung auf eine kausal-motivische Verknüpfung geschlossen". Dieser Schluß beruht auf der theoretischen Annahme der sinnvollen Beziehung zwischen nacheinander auftretenden Assoziationen oder Gedächtnisinhalten. Prozeßgestalten des Denkablaufs werden als Manifestationen von Beziehungsgestalten oder -mustern aufgefaßt. Der Widerspruch gegen das Aufgreifen solcher Beziehungen heißt: "Das hat damit gar nichts zu tun, das war rein zufällig nacheinander!" Die Zufälligkeit aber wird in der Psychoanalyse ausgeschlossen. Der Eindruck zufälliger Ereignisse kann nur dadurch entstehen, daß die Beziehungen, durch die diese Ereignisse in ihren Kontext eingebettet sind, nicht wahrgenommen werden. Daß man als Diagnostiker auch hier falsche Beziehungen sehen kann, wenn man das eigene Erleben absolut setzt, spricht nicht gegen den Grundsatz dieser Schlußbildung.
- 3) "Aus der Abweichung des Wahrgenommenen von seiner üblichen Form wird auf das Nichtwahrgenommene ge-

schlossen ... z.B. beim Vorliegen von Fehlleistungen." Es ist Freuds Verdienst, aufgezeigt zu haben, daß alles Verhalten sinnvoll ist, auch solches Verhalten, das vom Probanden nicht bewußt beabsichtigt war. Würden wir nur das als real akzeptieren, was ein Proband uns mitteilen will, dann hätten wir einen wesentlichen Teil seines Beziehungsgefüges übersehen. Dieser Schlußbildung gegenüber haben Probanden oder Patienten oft das Gefühl hilflosen Ausgeliefertseins, da ihre bewußt oder unbewußt manipulativen Bestrebungen nicht zum Erfolg führen. Sie fühlen sich nicht ernst genommen, obwohl das Ernstnehmen gerade im Aufgreifen dieser Beziehungen besteht.

- 4) "Wir schließen aus der Inadäquatheit der Auswirkung des Wahrgenommenen auf ein dieser Auswirkung adäquates Nichtwahrgenommenes, Latentes." Aus dem von ihm beigelegten Beispiel geht hervor, daß Heigl mit dieser Schlußbildung dasselbe meint, was ich unter dem Aufsuchen der spezifischen Konnotationen eines Probanden verstanden habe, und was Lorenzer als Rekonstruktion der Sprachzerstörung bezeichnet. Aus der inadäquaten Wirkung eines Symbols, die als ebensolche Reaktion des Probanden beobachtbar wird, schließen wir auf die subjektive Bedeutung des Symbols für den Probanden, die dessen Reaktion verständlich macht.

- 5) "Der Schluß von einem beobachteten extremen Verhalten auf ein anderes, im Moment nicht beobachtetes entgegengesetzt extremes Verhalten, oder anders gewendet, ein Denken in Gegensatzpaaren." Nach Heigl handelt es sich hier um eine Sonderform des unter 3) aufgeführten Schlusses. Meine Ausführungen zur Diagnostik der Ambivalenz (vgl. 4.2.) machten dieses Denken in Gegensatzpaaren deutlich. Daß die Gegensätze nicht ausschließlich begrifflich-logischer Art sind, habe ich dort beschrieben. Am besten kommt man mit der Antinomieformel "Der Proband wünscht und fürchtet" zurecht, da extrem situationsinadäquate Äußerungen (verbaler und nonverbaler Art) über Wünsche oder Befürchtungen jeweils den Gegensatz implizieren und erst aus der Verbindung mit ihm verständlich werden.

Auch die Tätigkeit des Diagnostikers kann und muß in demselben System beschrieben werden, das er selbst anwendet. Wenn wir uns nochmals das Schema der Symbolbildung oder auch die Überlegungen über Primär- und Sekundärprozess vergegenwärtigen, so kann die Aufgabe des Diagnostikers so definiert werden, daß er sowohl regressiv als auch progressiv zwischen den Extrempositionen wechseln muß. Seine eigenen "Barrieren" werden ihm ebenso wie dem Probanden bei der Wahrnehmung hinderlich sein. Sie sind aber nicht nur subjektiv bestimmt. Im diagnostischen Prozeß werden sie durch den Mechanismus der Intro-

jektion oder Einfühlung auch durch Barrieren des Probanden induziert, weshalb eine sorgfältige Kontrolle der Gegenübertragung notwendig und diagnostisch aufschlußreich ist.

Eine weitere Form von Barrieren, die zu überwinden ist, sind konventionelle Einstellungen und Werthaltungen. Es ist für den Diagnostiker wichtig zu wissen, welche sozialen Normen er introjiziert hat und welche er - aus Gründen der gespaltenen Ambivalenz - in einer Position von Gegenabhängigkeit bekämpfen muß. Nicht die Freiheit von Normen (die ja Orientierungsnotwendigkeiten sind) kann das Ziel sein sondern die Kenntnis von ihrem Vorhandensein und ihre Veränderbarkeit.

5. 2. 4. Zusammenfassung

Zunächst wurden aus dem vorgeschlagenen symboltheoretischen Modell der Psychodiagnostik einige Postulate für eine adäquate Operationalisierung abgeleitet.

Die Verfasserin versuchte anschließend Stellung zu beziehen im Bezugsfeld der Diskussion um die Einordnung der Psychoanalyse als naturwissenschaftliche oder hermeneutische Methode. Beide Extrepositionen erschienen nicht geeignet für die als "Beziehungsanalyse" gekennzeichneten diagnostischen Operationen. Die Methode der psychoanalytischen Diagnostik wurde als kommunikativer Prozeß der Beziehungsaufnahme beschrieben, der innerhalb dieses Feldes auch überprüfbar ist.

Um Anhaltspunkte für diese Überprüfung zu geben, wurde das Konzept von Übertragung und Gegenübertragung als funktionale Einheit auf die Diagnostik übertragen. Es zeigt sich, daß fehlerhafte interpersonelle Wahrnehmung auf einer Störung des Zusammenspiels von Introjektion und Projektion beruht. Als einzig adäquate Überprüfungsmethode psychoanalytisch-diagnostischer Aussagen ist deshalb der Vergleich zwischen den Beurteilungen verschiedener Beobachter unter Berücksichtigung von deren jeweiligem Standpunkt anzusehen.

Abschließend wurden einige von F. Heigl herausgestellte, für die Psychoanalyse typische Schlußbildungen diskutiert und in den Rahmen des vorgeschlagenen diagnostischen Systems eingefügt. Das Grundprinzip all dieser Schlußbildungen ist das Herausgreifen des Beziehungsaspektes aus den inhaltlichen Aspekten.

L i t e r a t u r

- (1) Abraham, K. (1916) Die erste prägenitale Organisationsstufe der Libido. In: Klinische Beiträge zur Psychoanalyse aus den Jahren 1907 - 1920, Leipzig 1921
- (2) Argelander, H. (1968) Der psychoanalytische Befund, Psyche 22, Heft 9 - 11
- (3) Argelander, H. (1970) Die szenische Funktion des Ich und ihr Anteil an der Symptom- und Charakterbildung, Psyche 24, Heft 5
- (4) Arieti, S. (1966) Creativity and its Cultivation: Relation to Psychopathology and Mental Health. In: Arieti, S. (ed.) American handbook of Psychiatry, Vol. 3. New York
- (5) Arieti, S. (1967) The Intrapsychic Self, New York 1967
- (6) Balint, M. (1939) Ichstärke, Ichpädagogik und "Lernen". Int. Ztschr.f. Psa. 24, 3. 417
- (7) Baughman, E.E. (1951) Rorschach Scores as a Function of Examiner Difference. Journ. proj. techn. 1951/15
- (8) Beck, L.W. (1950) Constructions and Inferred Entities. Phil. Sci. 17
- (9) Beck, S.J. (1935) Problems and Further Research in the Rorschach Test. Amer. Journ.Orthopsych. 5
- (10) Beres, D. (1965) Symbol und Objekt. Bull. Men. Clin.29. dt: Psyche 1970, 24, S.921
- (11) Bierkens, P.B. (1968) Die Urteilsbildung in der Psycho-diagnostik. München 1968

- (12) Bleuler, E. (1910) Über Ambivalenz, Zentralbl.d.Psa. I, S. 266
- (13) Bruner, J.S. und Postman, L. (1948) An Approach to Social Perception, In: W. Dennis (ed.), Current Trends in Social Psychology, Pittsburgh, S. 71
- (14) Cohen, R. (1962) Die Psychodynamik der Testsituation. Diagnostica 8, S. 3
- (15) Cremerius, J. (1968) Abriß der psychoanalytischen Abwehrtheorie (unter besonderer Berücksichtigung der Klinik). Ztschr. Psther. u. med. Prax. 18, S. 1-14
- (16) Cronbach, L.J. und Meehl, P.E. (1955) Construct Validity in Psychological Tests. Psychol. Bull. 52, S. 281
- (17) Cronbach, L.J. (1956) Assessment of Individual Differences, Ann. Rev. Psychol. 1956, S. 173
- (18) Eagle, C. (1964) An Investigation of Individual Consistencies in the Manifestations of Primary Process (Doctoral Dissertation, RCMH, New York)
- (19) Enke, H. (1965) Der Verlauf in der klinischen Psychotherapie. Monographien aus dem Gesamtgebiet der Neurologie und Psychiatrie, 1965, Heft 111
- (20) Erikson, E.H. (1950) Kindheit und Gesellschaft. Stuttgart. 1965, 2. Aufl.
- (21) Erikson, E.H. (1956) Das Problem der Ich-Identität. Journ.Americ.Assoc 1956. In: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt 1966
- (22) Federn, P. (1952) Ichpsychologie und die Psychosen

- (23) Fenichel, O. (1937) Frühe Entwicklungsstadien des Ichs
In: Fenichel, O. Psychoanalyse und Gesellschaft,
Frkft. 1972
- (24) Fenichel, O. (1938) Ichstärke und Ichschwäche
In: Fenichel, O. Psychoanalyse und Gesellschaft,
Frkft. 1972
- (25) Fenichel, O. (1945) The Psychoanalytic Theory of
Neurosis, New York
- (26) Ferenczi, S. (1909) Introjektion und Übertragung. In:
Bausteine zur Psychoanalyse, Bd. I, Stuttgart 1964,
2. Aufl.
- (27) Ferenczi, S. (1912) Zur Begriffsbestimmung der Intro-
jektion. In: Bausteine zur Psychoanalyse, Bd. I,
Stuttgt. 1964, 2. Aufl.
- (28) Ferenczi, S. (1913) Zur Ontogenese der Symbole. Int.
Ztschr.f.Psa. 1, und in: Bausteine zur Psychoanalyse,
Bd. I, Stuttgart 1964, 2. Aufl.
- (29) Ferenczi, S. (1913) Entwicklungsstufen des Wirklich-
keitssinnes. Int, Ztschr. f.Psa. 1, und in: Bausteine
zur Psychoanalyse Bd. I, Stuttgt. 1964, 2. Aufl.
- (30) Ferenczi, S. (1926) Das Problem der Unlustbejahung
(Fortschritte in der Erkenntnis des Wirklichkeits-
sinnes, Int. Ztschr.f.Psa. 12, und in: Bausteine zur
Psychoanalyse, Bd. I, Stuttgt. 1964, 2. Aufl.
- (31) Ferenczi, S. (1932) Sprachverwirrung zwischen den Erwach-
senen und dem Kind. In: Bausteine zur Psychoanalyse
Bd. III, Stuttgart 1964, 2. Aufl.
- (32) Freud, A. (1936) Das Ich und die Abwehrmechanismen.
Geist und Psyche (Kindler Taschenbuch) Nr.2001,München
- (33) Freud, S. (1892) Ein Fall hypnotischer Heilung,GW.Bd.I
- (34) Freud, S. (1895) Entwurf einer Psychologie.In: Aus den

- (35) Freud, S. (1900) Die Traumdeutung, GW. Bd. II/III
- (36) Freud, S. (1901) Über den Traum, GW. Bd. I
- (37) Freud, S. (1905) Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. Frankfurt 1958 (Fischer Taschenbuch Nr.195)
- (38) Freud, S. (1907) Der Wahn und die Träume in W. Jensens "Gradiva", GW. Bd. VII
- (39) Freud, S. (1910) Über den Gegensinn der Urworte, GW. Bd. VIII
- (40) Freud, S. (1910) Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci, GW. Bd. VIII
- (41) Freud, S. (1911) Psychoanalytische Bemerkungen über einen autographisch beschriebenen Fall von Paranoia (dementia paranoides). GW. Bd. VIII
- (42) Freud, S. (1911) Formulierungen über die zwei Prinzipien psychischen Geschehens, GW. Bd. VIII
- (43) Freud, S. (1914) Der Moses des Michelangelo, GW. Bd. X
- (44) Freud, S. (1914) Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung, GW. Bd. X
- (45) Freud, S. (1915) Triebe und Tribschicksale, GW. Bd. X
- (46) Freud, S. (1915) Das Unbewußte, GW. Bd. X
- (47) Freud, S. (1917) Trauer und Melancholie, GW. Bd. X
- (48) Freud, S. (1922) Das Ich und das Es, GW. Bd. XIII
- (49) Freud, S. (1924) Neurose und Psychose, GW. Bd. XIII
- (50) Freud, S. (1924) Das ökonomische Problem des Masochismus, GW. Bd. XIII
- (51) Freud, S. (1924) Der Realitätsverlust bei Neurose und Psychose, GW. Bd. XIII

- (52) Freud, S. (1925) Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschiedes, "Selbstdarstellung". GW. Bd. XIV
- (53) Freud, S. (1925) Einige Nachträge zum Ganzen der Traumdeutung, GW. Bd. I
- (54) Freud, S. (1925) Die Verneinung, GW. Bd. XIV
- (55) Freud, S. (1926) Hemmung, Symptom und Angst, in: Hysterie und Angst, Studienausgabe Bd. VI, Frkft 1971
- (56) Freud, S. (1930) Das Unbehagen in der Kultur, GW.B.XIV
- (57) Freud, S. (1932) Revision der Traumlehre, in: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Studienausgabe Bd. I, Frkft 1969
- (58) Freud, S. (1933) Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit, in: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Studienausgabe Bd. I, Frkft 1969
- (59) Freud, S. (1939) Abriß der Psychoanalyse, Frankfurt 1964 (Fischer Taschenbuch Nr. 17)
- (60) Fürstenau, P. (1964) Ichpsychologie und Anpassungsproblem. Eine Auseinandersetzung mit Heinz Hartmann, in: Jahrb. d.Psy., Bd. III Bern/Stuttgt
- (61) Gardner, R. Holzman, P.S., Klein, G.S., Linton, H.B. und Spence, D.P. (1959) Cognitive Control. A Study of Individual Consistencies in Cognitive Behavior. Psychol. Issues, Vol. I, Nr. 4, Monograph 4, New York
- (62) Gill, M.M. (1963) Topography and Systems in Psychoanalytic Theory, Psychol. Issues, Vol. III, Nr. 2 New York
- (63) Gill, M.M. (1967) The Primary Process, in: Holt, R.R. (ed.) Motives and Thought, Psychol. Issues, Vol. V, Nr. 2:3 Monograph 18/19, New York

- (64) Glover, E. (1943) The Concept of Dissociation, in:
Glover, E. On the Early Development of Mind, London 1956
- (65) Glover, E. (1950) Functional Aspects of the Mental
Apparatus, in: Glover, E. On the Early Development of
Mind, London 1956
- (66) Göppert, H. (1968) Das Ich, Grundlagen der psychoanaly-
tischen Ich-Lehre, München
- (67) Groddeck, G. (1923) Das Buch vom Es. München (Kindler-
Taschenbuch "Geist und Psyche" Nr. 2040/41
- (68) Gross, L.R. (1959) Effects of Verbal and Nonverbal Re-
inforcement in the Rorschach. J. consult. Psychol., 23,
S. 66
- (69) Habermas, J. (1968) Erkenntnis und Interesse, Frankfurt
- (70) Hartmann, H. (1939) Ich-Psychologie und Anpassungs-
problem. Sonderdruck zur Psyche, Stuttgart 1960
- (71) Hartmann, H. (1939) Psychoanalysis and the Concept of
Health. Int. J. Ps. 20, S. 308
- (72) Hartmann, H. (1947) On Rational and Irrational Action.
dt: Über rationales und irrationales Handeln, Psyche
25, S. 329
- (73) Hartmann, H. (1948) Comments on the Psychoanalytical
Theory of the Instinctual Drives. dt: Bemerkungen zur
psychoanalytischen Theorie der Triebe, in: Ich-Psycholo-
gie, Frankfurt 1972
- (74) Hartmann, H. (1956) The Development of the Ego Concept
in Freud's Work. Dt: Die Entwicklung des Ich-Begriffes
bei Freud, in: Zur Psychoanalytischen Theorie des
Ich (Einführung)? Beiheft zur Psyche, Stuttgart 1964

- (75) Hartmann, E. und Kris, E. (1945) Die genetische Betrachtungsweise in der Psychoanalyse, Psyche 3, S. 1
- (76) Hartmann, H., Kris, E. und Loewenstein, R.M. (1946) Comments on the Formation of Psychic Structure, Psa. Study Child 2
- (77) Heigl, F. (1968) Zum strukturellen Denken in der Psychoanalyse, in: Schelkopf, A., (Hrsg.) Aspekte der Psychoanalyse, Göttingen
- (78) Hoffer, W. (1954) Defensive Process and Defensive Organisation: Their Place in Psychoanalytic Technique, Int. J. Psa. 35
- (79) Hoffmann, S.O. (1969) Über den logischen Status der psychoanalytischen Theorie. Psyche 23, Heft 11
- (80) Holt, R.R. (1958) Clinical and Statistical Prediction: A Reformulation and some new Data. J. abnorm. Psych. 1958/56
- (81) Holt, R.R. (1961) The Nature of TAT Stories as Cognitive Products: A Psychoanalytic Approach, in: Kagan, J. and Lesser, G.S. (eds.) Contemporary Issues in the Thematic Apperceptive Technique, Springfield
- (82) Holt, R.R. (1962) A Clinical-Experimental Strategy for Research in Personality, in: Messick, S. and Ross, J. (eds.) Measurement in Personality and Cognition, N.Y.
- (83) Holt, R.R. (1967) The Development of the Primary Process: A Structural View, in: Holt, R.R. (ed) Motives and Thought, Psychol. Issues, Vol. 5, Nr. 2/3, Monograph 18/19
- (84) Holt, R.R. (1967) Diagnostic Testing: Present Status and Future Prospects, J.Nerv.Ment. Dis. 144, S. 444

- (85) Holt, R.R. (1970) Artistic Creativity and Rorschach Measures of Adaptive Regression, in: Klopfer, B. (ed) Developments in the Rorschach Technique, New York
- (86) Holt, R.R. (1973) On the Nature and Generality of Mental Imagery, RCMH, unveröffentlichtes Manuskript
- (87) Holt, R.R. (1970) Manual for the Scoring of Primary Process Manifestations in the Rorschach Responses, New York 1970, 10. Aufl.
- (88) Holt, R.R. (1970) Yet another Look at Clinical and Statistical Prediction: Or, Is Clinical Psychology worthwhile? American Psychol. 25, S. 337
- (89) Jones, E. (1919) Die Theorie der Symbolik. Int. Ztschr. Psa., und in: Psyche 24, S. 942
- (90) Jung, C.G. (1921-1950) Psychologische Typen, G.W. Bd.6
- (91) Jung, C.G. (1935-1950) Die Archetypen und das Kollektive Unbewußte, GW. Bd. 9 Teil 1
- (92) Kardiner, A., Karush, A. und Ovesey, L. (1959) A Methodological Study of Freudian Theory: IV. The Structural Hypothesis, the Problem of Anxiety and Post-Freudian Ego-Psychology. J. Nerv. Ment.Dis. 129 S.341
- (92a) Kemper, W. (1929) Übertragung und Gegenübertragung als funktionale Einheit. in: Jahrbuch der Psa Bd. VI
- (93) Keupp, H. (1972) Der Krankheitsmythos in der Psychopathologie. Darstellung einer Kontroverse, in: Fortschritte der Klinischen Psychologie, Bd. 2, München
- (94) Klauber, J. (1968) On the Dual Use of Historical and Scientific Method in Psychoanalysis. dt: Über die Verwendung geisteswissenschaftlicher und naturwissenschaftlicher Methoden in der Psychoanalyse, Psyche 22, S. 518

- (95) Klein, G.S. (1954) Need and Regulation, in:
Jones, M.R. (ed) Nebraska Symposium on Motivation
1954
- (96) Klein, G.S. (1961) On Inhibition, Disinhibition
and "Primary Process" in Thinking. in: Nielson, G.
(ed.) Proceedings of the XIV International Congress
of Applied Psychology, Vol. 4, Copenhagen 1962
- (97) Klein, G.S. (1963) The Investigative Uses of
Psychoanalytic Concepts. RCMH New York 1964
- (98) Klein, G.S. (1966) Two Theories or One? RCMH New York
unveröffentlichtes Manuskript
- (99) Klein, G.S. (1967) Peremptory Ideation: Structure and
Force in Motivated Ideas, in: Holt, R.R. (ed.) Motives
and Thought, Psychol. Issues, Vol. 5, Nr. 2/3, Mono-
graph 18/19
- (100) Klein, M. (1930) The Importance of Symbol-Formation
in the Development of the Ego. dt: Die Bedeutung der
Symbolbildung für die Ich-Entwicklung, in: Das Seelen-
leben des Kleinkindes, Stuttgart 1962
- (101) Kohut, H. (1959) Introspektion, Empathie und Psycho-
analyse, Psyche 25, Heft 11
- (102) Kris, E. (1934) Zur Psychologie der Karikatur,
Imago 20, S. 450
- (103) Kris, E. (1941) Probleme der Ästhetik, Int. Ztschr.
Psy. Imago 26, hier aus Psyche 1941, Heft 11, S. 841
- (104) Kris, E. (1952) Psychoanalytic Explorations in Art,
New York 1965, 3. Aufl.
- (105) Kroeber, Th.Ø. (1963) The Coping Functions of the Ego
Mechanisms, in: White, R.W. (ed.) The Study of Lives

- (106) Kuiper, P.C. (1969) Zur Metapsychologie von Übertragung und Gegenübertragung, Psyche 23, Heft 2
- (107) Laffal, J. (1967) Sprache, Bewußtsein und Erleben, Psyche 1970, 24, Heft 12
- (108) Laing, R.D., Phillipson, H. und Lee, A.R. (1966) Interpersonelle Wahrnehmung, Frankfurt 1971
- (109) Lampl-de-Groot, J. (1957) On Defense and Development: Normal and Pathological, *Psy. St. Child* XII
- (110) Lampl-de-Groot, J. (1963/64) Symptombildung und Charakterbildung, Psyche 17
- (111) Lebovici, S. (1956) Die Aspekte der frühen Objekt-Beziehungen, Psyche 10, S. 32
- (112) Lidz, Th. (1963) The Family and Human Adaption: Three Lectures, New York
- (113) Loch, W. (1965) Voraussetzungen, Mechanismen und Grenzen des psychoanalytischen Prozesses, Bern/Stuttgart
- (114) Lorenz, K. (1937) Über die Bildung des Instinktbegriffes, in: Lorenz, K. Über tierisches und menschliches Verhalten, Gesammelte Abhandlung, München 1966
- (115) Lorenzer, A. (1970) Kritik des psychoanalytischen Symbolbegriffs, Frankfurt
- (116) Lorenzer, A. (1970) Sprachzerstörung und Rekonstruktion, Frankfurt
- (117) Lustman, S.L. (1957) Psychic Energy and Mechanisms of Defense, *Psy. Study Child* XII
- (118) Meehl, P.E. (1954) Clinical versus Statistical Prediction, Minneapolis

- (119) Meehl, P.E. (1957) When shall We Use Our Heads instead of Formula? J. couns. Psychol. 4, S. 265
- (120) Meehl, P.E. (1960) The Cognitive Activity of the Clinician, Amer. Psychol. 15
- (121) Mentzos, St. (1971) Die Veränderung der Selbstrepräsentanz in der Hysterie: Eine spezifische Form der regressiven De-Symbolisierung, Psyche 25
- (122) Meyer, A.E. (1969) Probleme der Es-Ich-Überich-Gliederung, Psyche 23, S. 561
- (123) Milner, M. (1955) The Role of Illusion in Symbol Formation, in: New Directions in Psycho-Analysis, London 1955
- (124) Moser, U. (1964) Zur Abwehrlehre: Das Verhältnis von Verdrängung und Projektion, in: Jahrb. d.Psa. III, Bern/Stuttgart
- (125) Novy, S. (1955) The Role of the Super-Ego and Ego-Ideal in Charakter Formation, Int. J. Psa. 36, S.354
- (126) Noy, P. (1969) A Revision of the Psychoanalytic Theory of the Primary Process, Int. J. Psa 50
- (127) Nunberg, H. (1930) Die synthetische Funktion des Ich, Int. Ztschr. Psa. 16, S. 301
- (128) Nunberg, H. (1939) Ichstärke und Ichschwäche, Int. Ztschr. Psa. 24, S. 49
- (129) Perrez, M. (1969) Bedarf die psychoanalytische Theorie eigener Kriterien der Wissenschaftlichkeit?, Psyche 23, Heft 11
- (130) Perrez, M. (1972) Ist die Psychoanalyse eine Wissenschaft? Bern/Stuttgart

- (131) Rank, O. und Sachs, H. (1914) Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Geisteswissenschaften, Wiesbaden. Nachdruck Amsterdam 1965
- (132) Rank, O. (1922) Psychoanalytische Beiträge zur Mythenforschung, Wien
- (133) Rapaport, D. (1942) Principles Underlying Projective Techniques, Character and Personality, in: Gill, M.M. (ed.) The Collected Papers of David Rapaport. New York 1967
- (134) Rapaport, D. (1951) Toward a Theory of Thinking, in: Organisation and Pathology of Thought, New York
- (135) Rapaport, D. (1951) The Autonomy of the Ego, in: Gill, M.M. (ed.) The Collected Papers of David Rapaport, New York 1967
- (136) Rapaport, D. (1951) The Conceptual Model of Psychoanalysis, in: Gill, M.M. (ed.) The Collected Papers of David Rapaport, New York 1967
- (137) Rapaport, D. (1952) Projective Techniques and the Theory of Thinking, in: Gill, M.M. (ed.) The Collected Papers of David Rapaport, New York 1967
- (138) Rapaport, D. (1955) Cognitive Structures, in Gill, M.M. (ed.) The Collected Papers of David Rapaport, New York 1967
- (139) Rapaport, D. (1959) The Structure of Psychoanalytical Theory. dt: Die Struktur der Psychoanalytischen Theorie, Stuttgart
- (140) Rapaport, D. and Gill, M.M. (1959) The Points of View and Assumptions of Metapsychology, in: Gill, M.M. (ed.) The Collected Papers of David Rapaport, New York 1967

- (141) Rapaport, D. (1960) Psychoanalysis as Developmental Psychology, in: Gill, M.M. (ed.) The Collected Papers of David Rapaport, New York 1967
- (142) Rapaport, D., Gill, M.M. and Schafer, R. (1970) Diagnostic Psychological Testing, London
- (143) Rapaport, D. (1942) Principles Underlying Projective Techniques, in: Gill, M.M. (ed.) The Collected Papers of David Rapaport, New York 1967
- (144) Rapaport, D. (1950) The Theoretical Implications of Diagnostic Testing, in: Gill, M.M. (ed.) The Collected Papers of David Rapaport, New York 1967
- (145) Rosenblatt, A.D. und Thickstun, J.T. (1970) A Study of the Concept of Psychic Energy, J. Psychoanal. 51, S. 265
- (146) Rosenkötter, L. (1969) Über Kriterien der Wissenschaftlichkeit in der Psychoanalyse, Psyche 23, Heft 3
- (147) Rosenkötter, L. (1969) Zu den Diskussionsbeiträgen von S.O. Hoffmann und M. Perrez, Psyche 23, Heft 11
- (148) Rosenkötter, L. (1970) Die Verwendung des Strukturmodells und des Symbolbegriffes in der Psychoanalyse, Psyche 24, S. 641
- (149) Rycroft, Ch. (1962) Beyond the Reality Principle, in: Imagination and Reality, London 1968
- (150) Sandler, J. und Joffe, W.J. (1969) Auf dem Wege zu einem Grundmodell der Psychoanalyse, Psyche 23, S. 461
- (151) Sarason, S.B. (1950) The Test Situation and the Problem of Prediction, J. Clin. Psychol., 6, S. 387
- (152) Schafer, R. (1954) Psychoanalytic Interpretation in Rorschach Testing, New York

- (153) Schafer, R. (1958) Regression in the Service of the Ego: The Relevance of a Psychoanalytic Concept for Personality Assessment, in: Lindzey, G. (ed.) Assessment in Human Motives, New York 1958
- (154) Schafer, R. (1968) The Mechanisms of Defense, Int. J. Psychoanal. 49, S. 49
- (155) Schafer, R. (1967) Projective Testing and Psychoanalysis, New York 1967
- (156) Segal, H. (1957) Notes on Symbol Formation, Int. J. Psychoanal. 38, S. 391
- (157) Sperling, S.J. (1958) On Denial and the Essential Nature of Defense, Int. J. Psychoanal. 39, S. 25
- (158) Spitz, R. (1965) Vom Säugling zum Kleinkind, Stuttgart 1967
- (159) Spitznagel, A. (1968) Die Situation als Problem der Persönlichkeitspsychologie, in: Groffmann und Wettzler (Hrsg.) Person als Prozeß
- (160) Stekel, W. (1911) Die Sprache des Traumes
- (161) Stierlin, H. (1971) Die Funktion innerer Objekte, Psyche 25, Heft 2
- (162) Thoma, H. und Kächele, H. (1973) Wissenschaftstheoretische und methodologische Probleme der klinisch-psychoanalytischen Forschung, Teil I und II, Psyche 27, S. 206 und S. 309.
- (163) Vogel, H. (1968) Psychoanalytische Aspekte der psychodiagnostischen Testuntersuchung, Psyche 22, Heft 9-11
- (164) Waelder, R. (1930) Das Prinzip der mehrfachen Funktion, Int. Ztschr. f. Ps., Bd. 16, Heft 3/4

- (165) Waelder, R. (1951) The Structure of Paranoid Ideas, Int. J. Psychoanal. 32, S. 167
- (166) Waelder, R. (1963) Über psychischen Determinismus und die Möglichkeit der Voraussage im Seelenleben, Psyche 20, S. 5
- (167) Waelder, R. (1967) Hemmung, Symptom und Angst - vierzig Jahre später, Psyche 24, Heft 2
- (168) Weiss, E. (1951) Wirklichkeitssinn und Wirklichkeitsprüfung, Psyche 5, Heft 6
- (169) Werner, H. (1926) Einführung in die Entwicklungspsychologie, München 1959, 4. Aufl.
- (170) Wesiack, W. (1973) Wahrnehmen - Deuten - Erkennen, Psyche 27, Heft 4
- (171) White, R.W. (1963) Self-esteem, Sense of Competence and Ego Strength, in: Psychol. Issues, Vol. III, Nr. 3
- (172) Wittgenstein, L. (1967) Philosophische Untersuchungen, Frankfurt 1967
- (173) Wolf, P.H. (1960) The Developmental Psychologies of Jean Piaget and Psychoanalysis, Psychol. Issues, Vol. II Nr. 1, Monograph 5

L e b e n s l a u f

- 25.7.1938 geboren in Berlin
- 1944 - 1948 Volksschule in Berwang/Tirol und Thankirchen/O
- 1948 - 1956 Gymnasium mit Reifeprüfung in München-Pasing
- 1956 - 1958 Musikstudium (Orgel) an der Musikhochschule München
- 1958 - 1960 Sprachenstudium (Französisch) an der Universität Genf und am Sprachen- und Dolmetscher-Institut München mit Abschluß als staatl.gepr. Fachübersetzerin
- 1960 - 1966 Heirat und Geburt zweier Töchter, Hausfrau
- 1966 - 1970 Studium der Psychologie mit Hauptdiplom-Prüfung an der Universität München
- 1970 - 1973 Wiss. Hilfskraft und Lehrbeauftragte am Psychologischen Institut (Klinische Abteilung) der Universität München
- Seit 1972 Psychoanalytische Ausbildung an der Akademie für Psychoanalyse und Psychotherapie München
- 1973 - 1975 Verwalterin der Stelle eines wiss. Assistenten und Lehrbeauftragte am Psychologischen Institut (Klinische Abteilung) der Universität München
- 19.12.1974 Promotion zum Dr. phil. an der Universität München (Hauptfach: Psychologie, Nebenfächer: Philosophie und Psychopathologie).

